

*the
region
of*

— Y-MAG — N° 11 — SCHWYZ —

Y
Schwyz

Y
N° 11

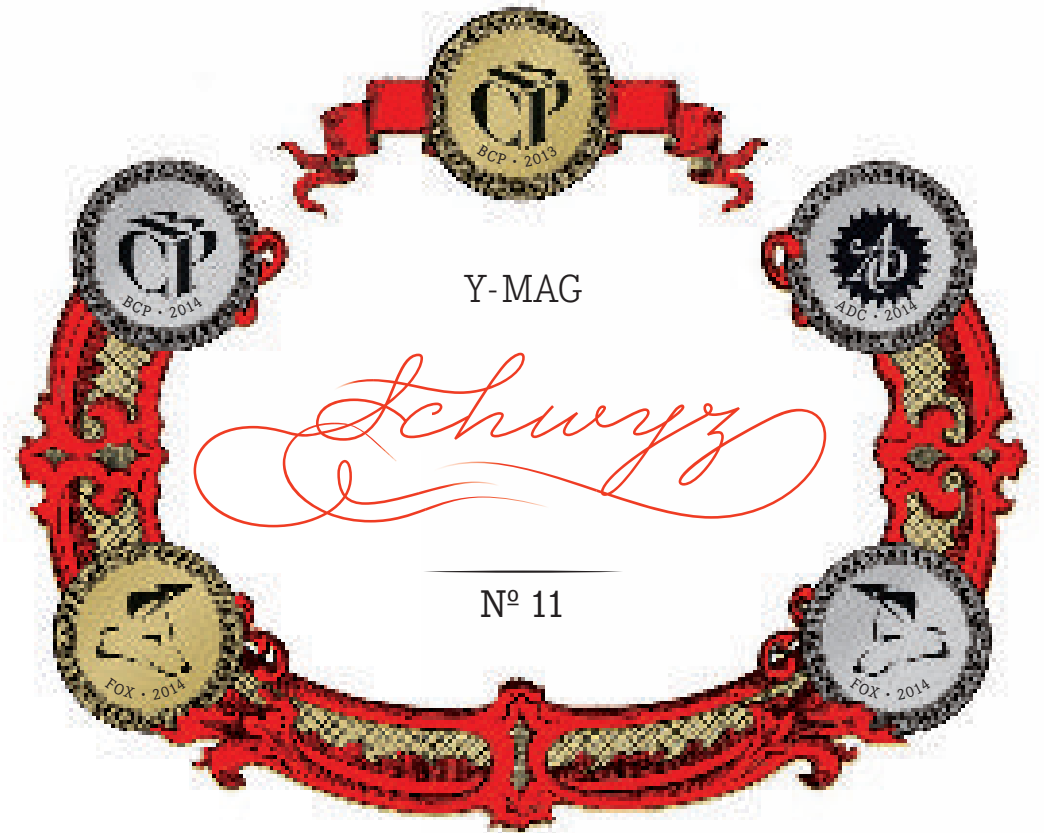




ILLUSTRATION: Florian Fischer

SCHERENSCHNITT: Bendix Bauer

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

Wer steckt dahinter? Das ist die Frage bei jeder guten Maskierung. Und so haben sich die Macher des Y MAG hinter unseren Helden dieser Ausgabe versteckt. Unter Masken im Stile von Saul Steinberg, dem grossen Zeichner des „New Yorkers“.



Andreas Lukoschik

Anlass ist die Ausstellung im Forum Schweizer Geschichte „Maskiert. Die Magie der Masken.“ Dazu finden Sie mit der Ausstellungskuratorin Pia Schubiger ein Gespräch zu „Mummenschanz und Fasnachtstrubel“.

Um Fasnacht geht es auch bei Dr. Werner Röllin, der interessante Dinge über die Geschichte der Fasnacht zu Tage fördert.

Geradezu mystisch geht es im Muotataler Hölloch zu, in das wir uns nur mit dem Höhlenforscher Franz Auf der Maur getraut haben. Eine Entdeckung der besonderen Art.

Auch er wird gerade entdeckt, aber nicht in der Tiefe der Erde, sondern auf der Leinwand: der Einsiedler Roman Kälin, der mit seinem Abschlussfilm für die Filmakademie in Ludwigsburg zwei Auszeichnungen in den USA eingefahren hat und sich damit für den Oscar-Wettbewerb qualifizierte.

Qualifiziert sind auch die „Ritter der Tafelrunde“ aus der Schwyzer Suppenanstalt – als lukullische Menschenfreunde von jung und alt.

Apropos Alter: Über 300 Jahre alt sind die Schutzbefohlenen von Meinrad Camenzind in Gersau – zwei Violinen, zwei Bratschen und zwei Celli von Antonio Stradivari.

Sogar 700 Jahre sind vergangen, seit die Schlacht am Morgarten geschlagen wurde. 2015 finden deshalb die 700-Jahr-Feierlichkeiten statt, weshalb wir dafür eine eigene Rubrik einführen werden: „Morgarten“. Wir zeigen heute als Vorgeschmack die „Lichtspur-Installation am Pragelpass“ von Ulrich Studer und stellen

einen Artikel des Historikers Kilian D. Grütter zur Diskussion – über die Schlacht aus der Sicht Habsburgs. Da ist Musik drin!

Musik ist auch in dem Beitrag über Beat Diener, dem „Oberst von Pepe Lienhard“ und Präsidenten des Theaters Arth.

Weniger für Musik als für Schaum sorgt der Schwyzer Adrian Steiner, der die Firma Thermoplan leitet. Sie baut für Starbucks weltweit alle Kaffeemaschinen und darf sich getrost „Schaumschläger“ nennen.

Unsere Kolumne „Kantonesisches“ musste für diese Ausgabe ausfallen, da ihre Autorin Nathalie Henseler als Verwaltungsrätin der Rothenflue-Bahn alle Hände voll zu tun hatte, um die Eröffnung im Dezember 2014 zu stemmen.

Seit geraumer Zeit ist das Y MAG übrigens sogar in der Schweizerischen Nationalbibliothek vertreten und hat eine ISSN Nummer bekommen, mit der Zeitschriften weltweit identifiziert werden können. Sie lautet ISSN 2297-1033.

Wir wünschen allen Lesern eine angenehme Lektüre. 🍷

INHALT

EINSIEDELN

10 Der Schwerelose
Roman Kaelin und der Oscar

SCHWYZ

18 Die Ritter der Tafelrunde ...
... der „Schwyzer Suppenanstalt“

22 Im Bauch des Kantons Schwyz ...
... mit Höhlenforscher Frali auf der Maur

30 Der Oberst von Pepe Lienhard
Beat Diener und „Die Fledermaus“

36 Mummenschanz und Fasnachtstrubel

Pia Schubiger und die Masken-Ausstellung

44 Die Schaumschläger

Wie ein Schwyzer für Starbucks weltweit den Kaffee macht

HÖFE

52 Fasnacht – die „Nacht vorm Fasten“

Mit Fasnachtsforscher Dr. Werner Röllin

GERSAU

58 Der Vielsaitige

Meinrad Camenzind und die Stradivari-Stiftung


MORGARTEN

66 Lichtspur am Pragelpass

Das erste von drei Land-Art-Events

70 Morgarten aus der Sicht von Habsburg

Eine revolutionäre These von Historiker Kilian Grütter

 **WER MEHR ÜBER DEN KANTON ERFAHREN MÖCHTE, BEKOMMT ES HIER:**

*Amt für Wirtschaft
Bahnhofstr. 15
CH 6431 Schwyz*

kantonschwyz 

IMPRESUM

HERAUSGEBER: Urs Durrer, Vorsteher des Amtes für Wirtschaft, Schwyz

KONZEPTION & REALISATION: Amadeus AG Verlag, Schwyz

GESAMTLEITUNG & CHEFREDAKTOR: Andreas Lukoschik

CREATIVE DIRECTION: Reto Brunner, brunnerbekker, München

ART DIRECTION: Florian Fischer, HelmutMorrison, München

MITARBEITER DIESER AUSGABE: Roman Kaelin, Beni Bingisser, Ulrich Studer, Frali Auf der Maur, Beat Diener, Pia Schubiger, Adrian Steiner, Dr. Werner Röllin, Kilian Grütter, Meinrad Camenzind, Andreas Meyerhans, Benno Kälin, Franz-Xaver Risi, Aysu Brunner sowie Gabriele Batlogg und Nik Oswald

SCHLUSSREDAKTION: Hanjo Seißler

FOTOS: Stefan Zürrer, Detlef Schneider (Porträts), Thomas Batschelet (Pragelpass) und AGH – Arbeitsgemeinschaft Höllochforschung (Hölloch)

ILLUSTRATIONEN: Leonhard Rothmoser (Porträts) und Florian Fischer (Collagen)

LITHO: Sophia Plazotta, PX5, München

ANSCHRIFT DER REDAKTION: Y MAG, Feldli, 6430 Schwyz

DRUCK: Gutenberg Druck AG, Lachen



einsiedeln

Chüelmattlihügel
in Einsiedeln
mit dem Heiligen
Benedikt
FOTO: Stefan Zürrer



Unsere „Persona“
(= Maske) von
Roman Kälin

ROMAN KÄLIN AUS EINSIEDELN
HAT SICH FÜR DEN OSCAR-WETTBE-
WERB MIT SEINEM ANIMierten
KURZFILM QUALIFIZIERT

von Andreas Lukoschik

Wir sitzen in einer winzigen Küche bei einem Kaffee im Kreativ-Büro-Haus „Am Wasser 55“ in Zürich. Die Limmat ist einen Steinwurf entfernt. Kaffee für 700 Franken gluckert hier im Monat durch die Kehlen der ein Dutzend Kreativen, die in den Räumen ringsherum Neues an Computern erschaffen.

Einer von ihnen sitzt vis à vis: der Einsiedler Roman Kälin. Der ist ganz und gar kein dickleibiger Computer-Abhängiger, der sich von Fastfood, klebrigen Getränken und filterlosen Zigaretten ernährt. Im Gegenteil: Gesunde Ausstrahlung. Ein bisschen braun gebrannt. 29 Jahre jung. Fit. Sympathisch.

ILLUSTRATION: Leonhard Rothmayer // FOTO: Detlef Schneider

SCHWERELOSE

einsiedeln

Aber ist *das* der Grund für unser Gespräch? Natürlich nicht, sondern seine Arbeit: Animierte Kurzfilme. Und zwei bemerkenswerte Preise!

Welche?

Bei der SIGGRAPH, der weltweit grössten Konferenz für Computergrafik (Special Interest Group on GRAPHics and Interactive Techniques), die dieses Jahr in Vancouver abgehalten wurde, hat er für den Film „Wrapped“ die Auszeichnung „Best Student Project“ bekommen.

Nur damit sich die Bedeutung dieser Juryentscheidung richtig einschätzen lässt: Den Preis für die „Best Visual Effects“ hat „Gravity“ bekommen – der Mega-Kinohit mit George Clooney und Sandra Bullock im Weltall.

So weit das Ergebnis des ersten Wettbewerbs, an dem er teilgenommen hat. Teilnahme Nummer Zwei war beim wichtigsten Kurzfilmfestival in den USA – dem L.A. SHORTS FEST. Das Ergebnis: Der Preis für den „Best Experimental“ Kurzfilm. Eine Auszeichnung, die – *Achtung* – den Preisträger qualifiziert, seine Arbeit bei den OSCARS einzureichen. Gut, das bedeutet noch keine Nominierung, aber für den zweiten Wettbewerb überhaupt ist das „schon ziemlich viel“. (*So würde man sagen, wenn man den Ball flach halten wollte. Aber eigentlich ist das ein Hammer: Zwei Wettbewerbe. Zwei Preise. International!*)

DER SCHWERELOSE

Was wäre, wenn da jetzt tatsächlich eine Oscar-Nominierung herauspränge?

„Das wäre eigentlich nicht so gut,“ sagt er und lacht. „Dann wäre ja schon am Berufsanfang das Ziel erreicht.“

Gutes Stichwort. Was ist denn das „Ziel“?

„Hmh. Das hat sich im Laufe der Zeit geändert. Früher war es der Wunsch, in einer richtig fetten Hollywoodproduktion mitmachen zu dürfen. Heute möchte ich lieber etwas machen, bei dem ich selbst entscheiden kann, worum es geht. Aber dazu muss man in das Business reinkommen – und das ist nicht ganz einfach.“

Da hat er sicherlich recht. Aber zumindest hat er mit den beiden Wettbewerben schon mal an den richtigen Türen angeklopft. Und mit den Preisen laut und deutlich „Herein!“ gehört. Jetzt heisst es, das zu verdauen. Denn eine solche Resonanz kann auch erschrecken. Zumal im nächsten Schritt überlegt sein will, die Schwelle in dieses Business zu überschreiten. Oder nicht. Und genau das überlegt sich Roman Kälin zur Zeit: Will er sein eigenes „Ding“ machen oder in einer großen Company anfangen? Eine den Lebensweg prägende Entscheidung.

Erfolg im Team

Bislang hat er seine Kurzfilm-Projekte mit seinen beiden Ko-Regisseuren – Falko Paeper aus Berlin und Florian Wittmann aus München – entwickelt und produziert. Die drei haben die Filmakademie Baden-Württemberg in Ludwigsburg besucht und dort mit verschiedenen Projekten reüssiert.

Wie geht der Schaffensprozess dreier Kreativer vonstatten?

„Tja, wenn man ihn so demokratisch angeht, wie wir es bisher gemacht haben, dann dauert er natürlich länger, als wenn sich einer hinstellt und sagt: `So und so machen wir das. Fertig!´ Aber ich bin eher ein harmoniebedürftiger Mensch, der lieber länger mit anderen redet und dann etwas Gemeinsames auf die Beine stellt.“

E n d e.

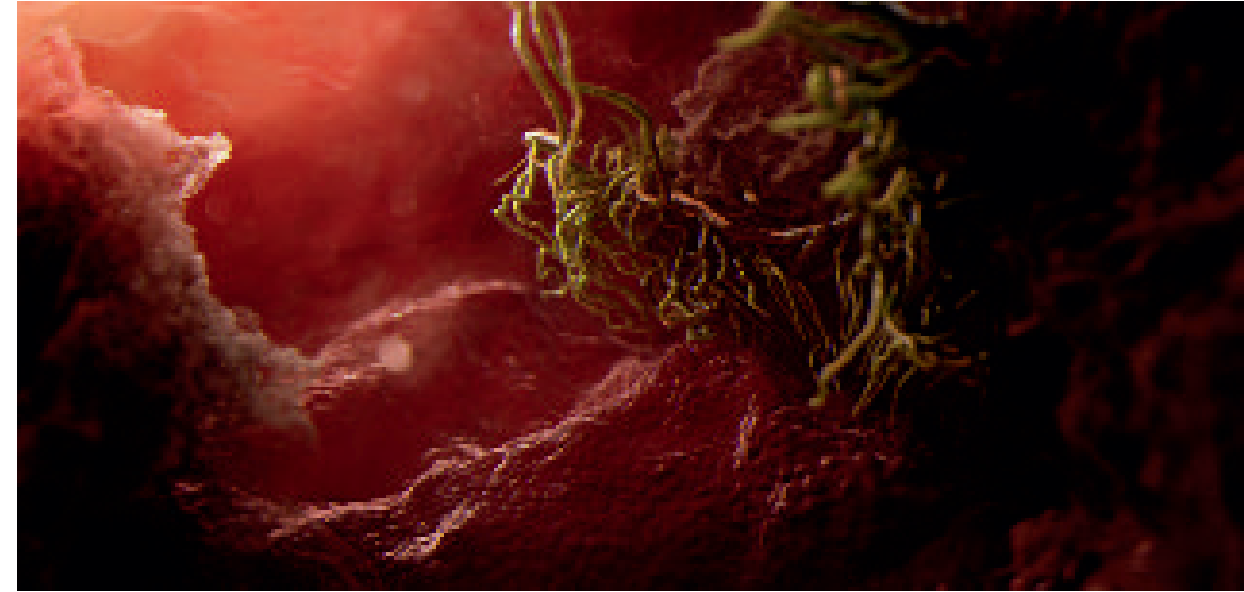


Oder
Anfang.

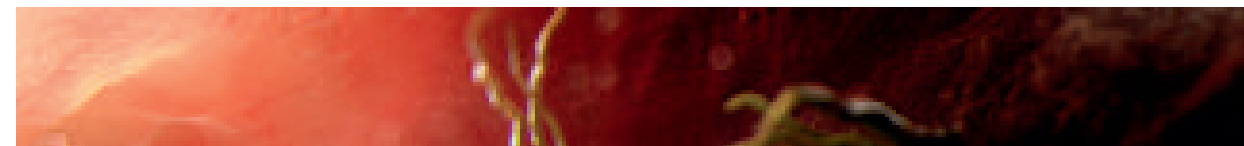
Wie man´s
nimmt.

Das klappt offensichtlich gut. Immerhin haben sie mit dem genau so entstandenen und ausgezeichneten Film „Wrapped“ ein sehr komplexes Thema – nämlich nichts Geringeres als den Zyklus des Lebens – in vier Minuten komprimiert. Und das schön, ansprechend und flott. „Wrapped“ heisst so viel wie „eingepackt“ oder „eingewickelt“ und zeigt, was „Entwicklung“ bedeutet: Man sieht, wie sich etwas „Faseriges“ immer schneller durch eine organische Höhle bewegt, erst die Höhle erfüllt, dann das ganze Lebewesen, das sich als Ratte herstellt, die in New York lebt, am Gefressenen stirbt, verweset und Humus für grüne Pflanzen ist. Die breiten sich aus, durch Ritzen und Spalten in die Häuserwelt New Yorks, durchwachsen die Steinwelt, überziehen sie und erblühen, brechen auf, erstrecken sich weiter über die Welt, begrünen den Globus, verwelken und machen den Erdball zum verwesenden Big Apple, der zu einem Abfallball schrumpft, den eine Ratte frisst. Ende. Oder Anfang. Wie man´s nimmt.

Wie sind die drei
darauf gekommen?



Aufnahmen aus
seinem zweifach
preisgekrönten
Film „Wrapped“



„Gar nicht. Das war ein Thema, das uns drei sowieso schon immer interessiert hat. Irgendwie geht ja auf unserer Erde immer alles weiter. Und man fragt sich: Woher kommt diese Energie, dass alles am Ende doch am Leben bleibt? Alle Überlegungen dazu haben es natürlich nicht in den Film geschafft, aber wir wollten eine Geschichte erzählen, die die Leute verstehen, ohne dass sie uns nachher fragen `Zu welcher Sekte gehört ihr denn?´.“ Hier lacht er herzlich.

„Ja, und nach den langen Anfangsüberlegungen sind wir schliesslich nach New York gefahren. Mit Storyboards und allem, was wir gelernt haben. Dort haben wir für neun Tage die realen Häuser, die Bilder für die Zeitrafferszenen und die Umgebung für die Ratte gedreht. Eigentlich haben wir viel zu viel aufgenommen, aber das war ganz gut, weil wir so zuhause – bei der Arbeit an den virtuellen Szenen – noch die Handlung optimieren konnten.“

Vom Sommer 2012 bis zum März 2013 hat dieser Prozess gedauert. Dann war der Zeitpunkt für die Diplomprüfung – und „Wrapped“ war ihre Abschlussarbeit.

„Wenn ich in dieser Zeit manchmal nicht mehr weiter wusste, bin ich,“ erzählt Roman Kälin, „nach Einsiedeln zu meinen Eltern gefahren und habe mal wieder richtig Luft geholt. So eine change of scenery tut manchmal ganz gut. Besonders in der vertrauten Umgebung seiner Heimat.“

Ist er ein Naturbursche?

„Ich liebe beides: Endlose Wälder, aber auch downtown New York. Wenn ich nur in einer Stadt lebte, würde ich wahnsinnig. Aber als Einsiedler im Wald würde ich genauso verrückt. Ich brauche die Balance.“

Sein Vater ist Architekt. Hat das seine Berufswahl beeinflusst?

„Ich denke schon, Ich habe selbst zwei Jahre Architektur studiert. Aber gerade fürs Bauen ist der Film etwas Herrliches. Da kann man Häuser bauen, die man in der Wirklichkeit niemals bauen könnte. Ganze Welten kann man da erschaffen, ohne auf die Gesetze der Schwerkraft achten zu müssen. Dieses Grenzen- und Schwerelos, das ist schon fett.“

Er hat mit seinen 29 Jahren heute schon bewiesen, dass er mit dieser Schwerelosigkeit bestens umgehen kann. Seine ehemalige Lehranstalt – die „Filmakademie Baden-Württemberg“ – sah das übrigens auch so.

Bleibt die Frage, ob wir ihm die Daumen für das Oscar-Projekt drücken sollen oder nicht? Nun, möge das passieren, was für ihn besser ist.

Denn: „Irgendwie geht ja auf unserer Erde immer alles weiter.“



Schwyz

DIE RITTER DER TAFELRUNDE

SIE ARBEITEN NICHT MIT DEM SCHWERT, SONDERN MIT DEM LÖFFEL, DIE MÄNNER UND FRAUEN DER SCHWYZER SUPPENANSTALT

von Andreas Lukoschik

Regierungsräte aus der nahegelegenen Verwaltung. Kurzum: Die Schwyzer Suppenanstalt ist für Menschen da, die für fünf Franken eine währschafte Suppe, ein Stück Käse und eine ordentliche Scheibe Brot wollen – Nachschlag inbegriffen.

Von Mitte November bis Mitte Februar ist diese gute Schwyzer Tradition für alle da. Weshalb genau in dieser Zeit? Weil in früheren Zeiten die öffentlichen Waschküchen im Winter geschlossen waren und dann leerstanden. Die ruhende Kapazität sollte nicht ungenutzt bleiben, zumal zur gleichen Zeit viele Menschen – besonders Schülerinnen und Schüler – nicht die Möglichkeit hatten, bei Eis und Schnee mittags zu Hause zu sein. Für sie war die Suppenanstalt da. Sie ist es bis heute.

So werden einmal pro Saison etwa 190 Kindergartenkinder und Drittklässler auf ein Mittagessen eingeladen. Das schmeckt ihnen, wie man an den herzigen Zeichnungen und Bildern sieht, die sie alljährlich – mit einem dicken „Danke!“ versehen – der Suppenanstalt schenken.

Während der Suppen-Saison – das sind meist etwa 50 Tage – werden gut und gerne mehr als 13'000 Liter Suppe gekocht. Montags gibt's eine vegetarische Griessuppe, dienstags

Sie kochen seit 1868. Nicht auf kleiner Flamme, sondern auf dem Feuer des Herzens. Die Frauen und Männer der „Schwyzer Suppenanstalt“. Und weshalb? Weil sie der Meinung sind, dass jeder Schwyzer mindestens eine warme Mahlzeit am Tage im Bauche haben sollte. Ohne Ansehen der Person. Und des Geldbeutels. Deswegen fragen sie auch nicht, wer wann und warum zu ihnen kommt. Willkommen ist jeder.

Das mag früher anders gewesen sein. Aber heute kommen Schüler, die über Mittag nicht nach Hause gehen wollen – oder es wegen des Wetters und der Länge des Heimwegs nicht können. Es kommen Mittagsgäste aus den umliegenden Büros, Senioren, denen es zu mühsam ist, täglich für sich allein zu kochen (und die trotzdem etwas Leckeres essen wollen), Singles, die es eilig haben, und

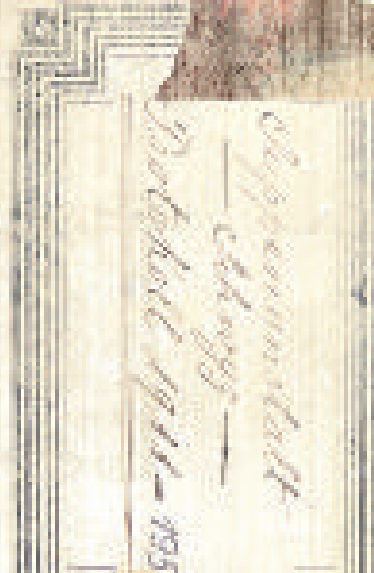


Table with multiple columns and rows of text, likely a menu or list of items. Some text is partially obscured or illegible.



Gumelsuppe, mittwochs Gemüsesuppe, donnerstags Gerstensuppe und freitags eine Puuresuppe, die Chefkoch Peter Infanger kreiert hat: Mit Lauch, Karotten, Sellerie, Wirz, Weisskabis, Gumel, Kochspeck und Milch. Es ist Ehrensache, dass jede Suppe Tag für Tag frisch zubereitet wird.

Das wirft die Frage auf, wer all die Zutaten rüstet? Die Suppen ausführt? Wer abwäscht und wer aufräumt? Es sind die Ritter der Tafelrunde, die sich übrigens selbst „Goni“ nennen. Von „Gon“ – dem Schöpflöffel. 45 Goni sind es, wobei überraschend viele, nämlich 39, männlich sind.

Natürlich arbeiten nicht alle Goni gleichzeitig, sondern in Tagesgruppen einen Tag pro Woche. Die Arbeit beginnt um 8:00 und endet um 14:00 Uhr. Naturgemäss sind alle Goni nicht mehr in einen täglichen Arbeitsprozess eingebunden, sonst könnten sie zu diesen Zeiten nicht zur Verfügung stehen. Der Chefkoch beginnt übrigens sogar schon morgens um vier Uhr.

Weshalb legen sich diese Menschen so bewundernswert für andere Menschen ins Zeug? Weil sie wissen, dass eine Gemeinschaft das Mit- und Füreinander braucht. Überdies macht es im Herzen Freude, anderen Menschen Gutes zu tun. Das vergessen manchmal diejenigen, die ein solches Engagement nicht verstehen.

Und Spass macht es, wenn sich alle Goni im Frühsommer bei einem gemeinsamen Essen in einem Ausflugsrestaurant treffen, Erinnerungen an die letzte Saison austauschen und ihren Entschluss bekräftigen, in der neuen Saison weiterzumachen.

Mittagstische wie die der Suppenanstalt Schwyz sind in Deutschland eine relativ neue Einrichtung. Doch dort, wo es sie gibt, stossen sie auf Lob und Anerkennung. Bis hinauf zum deutschen Bundespräsidenten.

In Schwyz gibt es sie seit bald 150 Jahren – ohne Unterbrechung. Das muss den Schwyzern erst einmal einer nachmachen!

Das wahrhaft Schöne an ihnen ist: Es ist ein Konzept mit Zukunft. 🍲

13'000

Liter

Suppe

Wenn Sie, liebe Leserin und lieber Leser, also am Morgen aus dem Fenster schauen und enttäuscht sind, dass die Landschaft nicht in maleisches Weiss gehüllt ist, dann denken sie an den Chefkoch der Suppenanstalt. Der ist nicht unglücklich, wenn er zu früher Stunde sicher an seinen Arbeitsplatz gelangt. Ebenso wenig die Suppenfahrer, die später die Suppen in die vier Aussenstellen fahren. Sie sind ebenfalls dankbar, wenn sie die 25 Liter fassenden Stahlkannen nicht über Eis und Schnee chauffieren müssen. Obwohl sie es natürlich tun. Unerschrocken und mit Vierradantrieb.

IM BAUCH DES KANTONS SCHWYZ ...

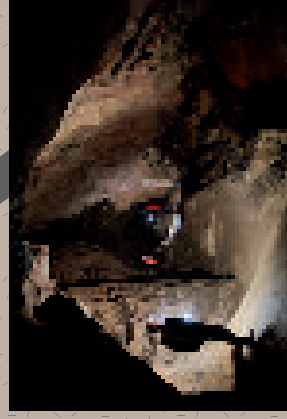
... MIT HÖHLENFORSCHER
FRANZ AUF DER MAUR.
GOTT SEI S GEDANKT!

von *Andreas Lukoschik*

Das Hölloch im Dreieck zwischen Pragelpass, Bisisthal und Muotathal gehört zu den grössten Höhlensystemen Europas. 201 Kilometer an unterirdischen Gängen, Höhlen, Spalten und Fugen sind bis heute entdeckt worden. Man muss es sich so vorstellen wie einen riesigen Schwamm aus Kalkstein, der im Sommer von Wasser durchströmt wird, wodurch sich neue Durchgänge, Kavernen und Schluchten bilden.

Enge Gänge, die man nur kriechend passieren kann, wechseln mit Höhlen von beachtlichen Ausmassen ab. Einer der grössten Hohlräume im Hölloch – das „Mammutmünster“ – könnte immerhin die Pfarrkirche von Schwyz beherbergen. Mit 100 Metern Länge, 80 Metern Breite und 77 Metern Höhe passte sogar der Turm mit hinein.

So weit der theoretische Teil. Nun hiess es aber, nicht das Ganze von aussen zu beschreiben, sondern mitten hineinzugehen. In die unterirdische Welt des Höllochs. Kein leichtes Unterfangen für einen wie mich, der sich in den höchsten Höhen wohlfühlt, den aber beim Gedanken an unterirdische Höhlen ein inneres Grausen packt.



An einem schönen Spätherbsttag, der eigentlich noch ein wenig früh war für eine solche Begehung, sollte es sein. Die richtigen Cracks fahren nämlich erst im Winter ins Hölloch ein, weil dann das Wasser vom Himmel die Gestalt von Schnee hat, der nicht in das Höhlensystem eindringt.

Jetzt stehen wir also vor dem Höhleneingang. „Wir“ das sind Frali Auf der Maur, der zum ersten Mal in der Primarschule mit seinem Vater das Hölloch besucht hat und seitdem die Lust an der Höhlenforschung pflegt wie kein Zweiter – und ich. Frali war viele Jahre Höhlenrettungschef. Genau der richtige Mann also, mit dem ich einen Einstieg wagen konnte. Denn der Einstieg ins Hölloch ist für mich auch ein Einstieg in verborgene, dunkle Ängste.

Nachdem wir den Eingang hinter uns verschlossen haben, weht ein kühler Lufthauch uns an. Nein, das ist nicht der Hauch der Unterwelt, sondern „einfache Physik: Die kalte Luft im Berg ist schwerer als die warme, sie sinkt ab und weht uns als kühler Wind ins Gesicht.“

Danke Frali, mit dieser Information wurde die erste Fantasie gleich kompetent gestoppt. Und so geht es weiter voran. Auf ausgebauten Wegen, in denen Frali auf die interessantesten Oberflächenveränderungen des Kalksteins durch das Wasser aufmerksam macht: „Die Richtung, aus der das Wasser strömt, erkennt man daran, dass der Stein dort glatt gespült ist, während die wasserabgewandte Seite scharfe Kanten aufweist.“ Aha.



„Können wir mal unsere Stirnlampen löschen. Ich will sehen, wie dunkel es hier ist.“



Wieso sind die Wege so gut ausgebaut, will ich wissen. „Die Event-Organisation ‘Treking Team’, die hier unten Führungen macht, hat das so ausgebaut.“ Na, dann brauche ich mir ja keine Gedanken zu machen.

An der Decke hängen immer noch die alten eisernen Haken samt Porzellan-Schellen, die die Entdecker der Höhle vor 110 Jahren hier angebracht hatten, um die Höhle zu elektrifizieren. Die Leitungen wurden natürlich mit dem ersten Schmelzwasser weggerissen. Die Haken aber sind geblieben.

„Die Luftfeuchtigkeit hier unten ist über 90 Prozent. Deshalb sollte man sich nicht zu warm anziehen, weil der Schweiß nicht in die gesättigte, etwa 5 Grad Celsius kalte Luft übergeht. Wenn man hier in einem Bivwak übernachtet, muss man trockene Kleidung mitbringen.“ Wir gehen aufrecht die Gänge entlang und die Vorstellung, hier unten zu übernachteten, schreckt mich nicht. Das macht er gut, der Frali.

„Hier stehst Du einen Überlebenden der Eiszeit.“ Wo? Frali zeigt auf einen dünnen Regenwurm, der sich mühsam durchs Dunkel schlängelt und im Schlamm des auf- und absteigenden Grundwasserspiegels lebt.

Der Mut steigt. „Können wir mal unsere Stirnlampen löschen. Ich will sehen, wie dunkel es hier ist.“ Gefragt, getan. Und ich sehe ... viel. Nicht das, was in der Höhle ist, sondern das, was auf der Netzhaut nachwirkt. Deren Rezeptoren sind in unserer Zeit der Light-Pollution einem ständigen Gereiztwerden ausgesetzt, so dass sie in absoluter Dunkelheit – hier unten ist nicht mehr ein einziges Licht-Quantchen zu messen – immer noch nachfeuern, so dass bei offenen Augen im Dunkel Helligkeitsunterschiede zu „sehen“ sind. Wer sich auf diese physiologisch erklärbaren Sinneswahrnehmungen verlässt, kann hier unten leicht ins Stolpern geraten. Und oben Geschichten von Elfen und mysteriösen Lichterscheinungen erzählen.

Wir sind inzwischen an einer Gabelung rechts abgelenkt, die den Weg wie ein Schiffsbug teilt.

„So,“ sagt Frali, „jetzt sind wir an der Sandhalde und gehen zum tiefsten Punkt hinunter, den wir heute erreichen können.“ Und abwärts geht´s. 30 Grad Gefälle, auf schwarz-grauem Sand. Immer tiefer. Ein Ende sehe ich nicht. Überhaupt sieht man hier unten nur so weit, wie die Stirnlampe leuchtet. Der Sand schluckt das Licht der Lampen wie eine Decke aus Samt. Moment. Jetzt blinkt unten etwas Silbernes.

Als wir unten ankommen, entpuppt sich das Silberne als eine Messtation, die den Stand des Wassers nach draussen sendet. Damit die Forscher wissen, ob sie in den von hier aufsteigenden Schacht einsteigen können, der nahezu senkrecht nach oben geht. Zu weiteren Gängen. Steht das Wasser zu hoch, ist hier Schluss.

Installiert wurde dieser Sensor von Felix Ziegler, dem technischen Tüftler aus Fralis Höhlenforscherverein, der Arbeitsgemeinschaft Höllochforschung (AGH). „Er hat auch das `Cave-Link-System` entwickelt,“ erklärt mir Frali während unseres mühsamen Wiederaufstiegs die Sandhalde hinan. „Das ist



ein Datenübertragungs- und Messsystem für die Höhlenforschung. Messdaten und kurze SMS können damit über einige hundert Meter durch den Fels übertragen werden. Das System wird auch bei Höhlenrettungen als Kommunikationsmittel eingesetzt.“

Mit Frali an der Seite ist das Ganze ein Spaziergang. Denke ich. Bis jetzt. Denn dann sagt er: „So, jetzt gehen wir mal einen anderen Weg zurück.“ Und dann ist es vorbei mit dem aufrechten Gang. Ständig gebückt geht's durch den Kalkstein. Den Kopf zwar durch den Helm geschützt, der aber trotzdem hie und da einen heftigen Stoss von einer tief hängenden Felsnase abbekommt. Die Gummistiefel waten durch knöcheltiefes Wasser. Rechts herum. Linksherum. Schräg aufwärts. Auf dem Po abwärts. Dann „Halt!“

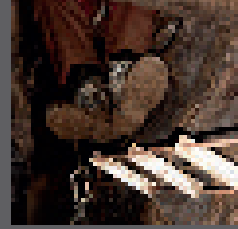
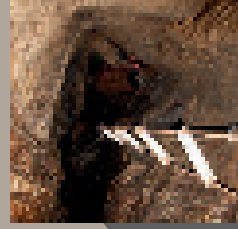


‘Oben’
–
was für ein
herrliches Wort.

Wir stehen vor einer gekurvten Schlucht, in der das Wasser steht und durch die wir gebückt waten müssten. „Wir könnten durch die Stelle hindurch,“ sagt Frali. „Aber dann würden wir nass.“ Das ist doch nicht so schlimm. „Bis zum Bauch.“ Na, dann vielleicht doch nicht. „Das Wasser hier ist so zwischen 4 und 5 Grad kalt.“ Nein, danke. Also wieder den ganzen Weg zurück? „Du wirst jetzt eine alte Höhlenforscher-Weisheit kennenlernen: Jeder Siphon – das ist so eine Wasserstelle, die den Weg versperrt – hat auch eine Umgehung.“

Wir schieben uns also den glitschigen Fels hinan. Auf allen Vieren. Frali voran. Ich hinterher. In eine ellipsenförmige, flache Röhre. Genau solche Engstellen treiben mir den Angstschweiß auf die Stirn. Geburtstrauma? Zerquetschungsfantasien? Steckenbleiben-Horror? Mir geht vieles durch den Kopf, aber Umdrehen geht gar nicht. Nicht aus Stolz, sondern weil mir dann die aufkeimenden Ängste erst richtig bewusst würden. Es wird noch ein bisschen enger. Flacher.

Frالي erzählt, dass er hier schon mit ganzen Schulklassen durch ist. Na, danke. Jetzt auch noch einen Vorder- und einen Hintermann. Da bekäme ich bestimmt einen Schreianfall. Der hier unten noch lauter wäre als oben. `Oben´ – was für ein herrliches Wort. Nicht dran denken. 40 Grad Steigung. Auf allen Vieren. Frالي will mittendrin eine Pause machen.



Ich sage nur: „Jetzt ... bitte ... nicht! ... Mir ist das hier ... sehr unangenehm.“ „Unangenehm“ ist gar kein Ausdruck.

Fräli versteht. Ich schaue anscheinend nicht sehr gespannt aus. Wie auch. Er lässt mich vorkriechen. Ob das besser ist? Nicht wirklich. „Jetzt müsste gleich eine Leiter kommen“, sagt er. „Müsste? Konjunktiv? Weiss er das nicht genau? Egal. Ruhig atmen. Nur an den nächsten Schritt denken. `Schritt`? Schön wär’s. `Kriech` würd’s wohl eher treffen. Weiter ruhig atmen. Die Leiter kommt. Flach an sie gepresst geht’s aufwärts. Der Po schrammt manchmal an der Wand dahinter längs. Geht’s noch enger?”

Jetzt ein Seil in dieser glatt-feuchten Umgebung. Ich muss um eine Ecke schauen, da die nächste Leiter. „Es ist gleich zuende“, kommt es aufbauend von unten. Nicht umdrehen. Einfach weiter. Immer weiter. Wie manchmal im Leben auch. Ruhig atmen. Nicht nach vorne denken. Nur im Hier und Jetzt bleiben. Kein `was wäre wenn`. Einfach nur funktionieren. Sprosse für Sprosse. „Dotz“ macht es, als der Kopf beim nach oben schauen an die rückwärtige Felswand schlägt. Weiter. Immer weiter. Und dann ... ist die Leiter zuende und ich kann wieder stehen. Sackelzement! Endlich wieder normal durchatmen. Puuuuh.

Ein erfahrener Höhlengänger wird über den zurückgelegten Weg nur müde lächeln. Und das darf er auch. Aber der Grund dafür, dass ich ins Hölloch wollte, war genau diese Erfahrung zu machen: Dem inneren Schweinehund ins Auge zu blicken. Die Angst emporstiegen zu spüren und ihr nicht zu erliegen. Nicht flüchten, sondern

standhalten. Nicht erstarren, sondern weitermachen. Andere springen Bungee. Für mich war es die Enge dieser letzten Passage. Und ich habe sie geschafft!

Ohne Fräli und seine behutsame Einführung in die unterirdische Welt des Hölloch hätte ich es nicht geschafft. Und ohne die Gewissheit, dass er sich hier unten auskennt wie in seiner Westentasche, hätte es definitiv anders ausgesehen. Für mich.

Bei einer guten Havanna, die wir beide danach im „Biwak 0“, dem Gasthaus „Hölloch“, in die frische Luft zum Pragelpass hinaufblasen, danke ich ihm für seinen Beistand. Und er sagt: „Weisst Du, wenn ich mit meinen Höhlenforscherkollegen in die Höhle absteige, dann weiss ich, dass ich mich auf die absolut verlassen kann. Du lernst die Menschen sehr gut kennen, mit denen Du unter der Erde bist.“ Das stimmt. Sich selbst auch. 🙏



Wo er auftaucht erhält sein Stirnlicht das Innere von Berg und Mensch – Franz Auf der Maur.

ILLUSTRATION: Leonhard Rothmoser // FOTO: Delfy Schneider

📁 DAS HÖLLOCH IM INTERNET:

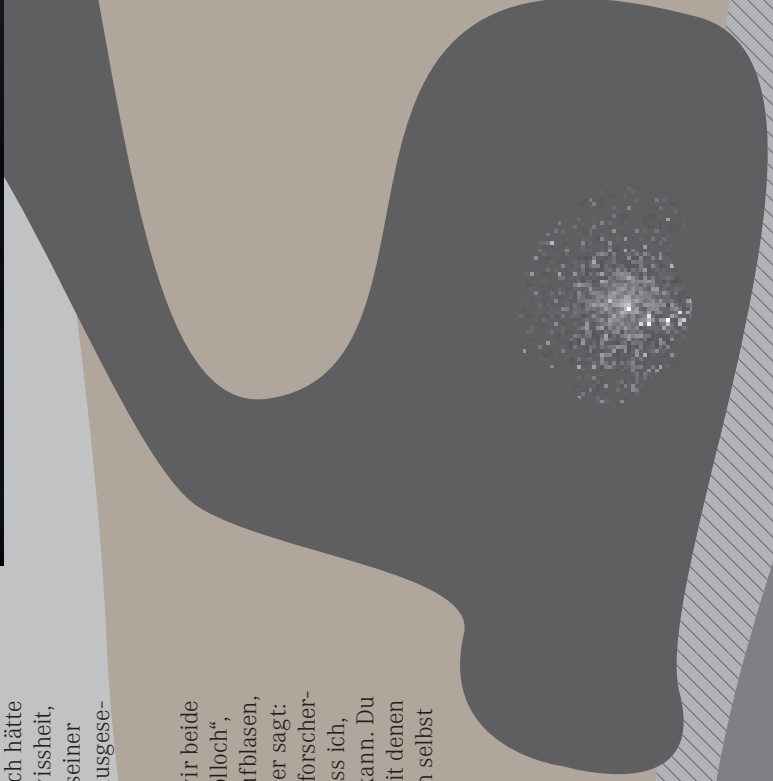
www.trecking.ch

Das Trekking Team bietet kurze Touren (Schauhöhle) und längere Expeditionen ins Hölloch an.

www.hoelloch.org

Alles zu den Forschungen im Hölloch findet man auf der Seite der Arbeitsgemeinschaft Höllochforschung AGH

Gute Literatur zum Hölloch: „Hölloch. Naturwunder im Muotatal.“ Urs Möckli, Zürich 2000



DER OBERST VON PEPE LIENHARD

IN BEAT DIENERS LEBEN IST MUSIK.
DER PRÄSIDENT DES THEATERS ARTH
ERZÄHLT DARÜBER

von Andreas Lukoschik

Seit zwölf Jahren schlägt Beat Dieners Herz für die „Theatergesellschaft Arth“. Zunächst hatte er als Mitglied im Vorstand nur seine Finger im Spiel. Seit 2006 jedoch hält er als Präsident die schützende und fördernde Hand über sie. Und das bekommt ihr gut.

Vom „Vogelhändler“ über den „Bettelstudent“ und den „Zigeunerbaron“ bis hin zur „Saison in Salzburg“ und – in der neuen Spielzeit – „Die Fledermaus“ reicht das Repertoire, für das er und sein Vorstand ...sich „einsetzen“ ist zu schwach..., das sie „stemmen“.

Jawohl, das trifft´s: Sie stemmen die Realisierung. In der Tat. Denn ihre Bühne ist privatfinanziert – durch Eintrittskarten, Sponsoren,

Freunde und Förderer. Da muss ein Präsident viele Gespräche führen, um ein solch professionelles Programm auf die Beine stellen zu können. Nicht nur wirtschaftlich. Auch künstlerisch. Denn die Mehrzahl der Rollen ist mit professionellen Künstlern besetzt.

„Anders geht es gar nicht,“ erklärt Beat Diener. „Unsere Anforderungen bewältigen nur Profis. 30 Aufführungen in zehn Wochen – das ist Schwerarbeit. Das gibt es auch an großen Bühnen nicht. Da muss ein Künstler mit seiner Stimme haushalten können, sonst ist nach der siebten Vorstellung Schluss. Und dann stehen wir da und können nicht auf die Bühne bringen, wofür unser Publikum gezahlt hat.“

Ist ihm das schon mal passiert?

„Einmal schon. Da rief mich der Ehemann unsrer Sopran-Hauptrolle an und teilte mir mit, dass seine Frau einen Hörsturz habe und für die nächsten zehn Vorstellungen ausfalle. Da war guter Rat teuer. Also musste ich mein inzwischen umfangreiches Adressverzeichnis konsultieren und einen anderen Sopran finden.“

Und?

„Die war gerade in den Skiferien. Mit Engelszungen habe ich auf sie eingesprochen und am Nachmittag hatte ich sie soweit, dass sie am nächsten Abend – aus den Ferien – auf die Bühne

ILLUSTRATION: Leonhard Rothmoser // FOTO: Dettel/Schneidter



Der Operetten-
„Arth“ist –
Beat Diener

kam. Sie hatte die Rolle zwar im Repertoire – nicht aber die Gänge und die Inszenierung. Das war ein Ritt über den Bodensee für sie. Aber unser Regisseur stand die ganze Aufführung in den Kulissen und erklärte ihr vor jedem ihrer Auftritte alles. Am zweiten Abend konnte sie sich schon aus und am dritten Abend hat keiner mehr etwas gemerkt. Das war so spannend, als ob man ein Rennpferd mitten im Rennen wechselt. Aber da hilft kein Lamentieren. Da müssen Lösungen her. Und zwar in kürzestmöglicher Zeit.“

Am Broadway sagt man dazu wohl: „The show must go on!“

Trotz solcher Herausforderungen, die bei einem Live-Betrieb wie einer Bühne ständig passieren können und die manchen Intendanten verleiten, ungnädig auf „die“ Künstler und ihre Eigenarten zu reagieren, hat Beat Diener nie den Respekt vor seinen Künstlern verloren.

„Das ist ein pickelharter Beruf,“ sagt er mit Achtung in der Stimme. „Wenn Sie als Sänger von diesem Beruf leben oder gar eine Familie ernähren wollen, dann müssen Sie zusätzlich einen zweiten Beruf haben. Wie zum Beispiel unser Tenor. Der ist am Gymnasium Bethlehem Musiklehrer und arbeitet zusätzlich als Organist – PLUS seine Bühnenauftritte bei uns. Allein von der Bühne können die wenigsten leben. Obwohl sie alle ein Hochschulstudium abgeschlossen haben. Wer unter solchen Existenzbedingungen auf der Bühne gute Stimmung verbreitet und das Publikum auf gutem Niveau unterhält, vor dem muss man den Hut ziehen. Und zwar tief!“

Wer seinen Künstlern so begegnet, erzählt viel über sich selbst. Zum Beispiel, dass er sich *nicht* für den Grösseren hält, dem die anderen

zu Füßen zu liegen oder zuarbeiten müssen, bloss weil er „Intendant“ oder „Präsident“ genannt wird. Eine Haltung, die die „Grossen“ der Bühnenwelt gerne für sich in Anspruch nehmen – und dabei nur klein und peinlich wirken.

Beat Diener ist ein anderes Kaliber. Ein ganz anderes *Kaliber*. Womit wir bei einem Stichwort sind, das zu seinem früheren Arbeitgeber führt – dem Heer. Dort war er Oberst. Nicht einer unter vielen, sondern DER Oberst. Da stimmte die Bezeichnung „Oberst“ mit seiner Funktion überein: Er war der Oberste der Schweizer Militärmusik. Über ihm gab es nur noch den `Kommandant Heer´ und den `Chef der Armee´. Seine Aufgabe: Er musste für gute Stimmung sorgen. Innerhalb der Armee. Und ausserhalb. Fanfare!

„Wir haben ungefähr 600 Anfragen für Musikeinsätze im Jahr erhalten und haben davon 500 realisieren können.“ Dabei war seine Aufgabe die des Führungsoffiziers, der das Ganze managen und verhandeln musste. Zum Beispiel mit den Russen.

„Als sie uns einluden, bei einem Tattoo auf dem Roten Platz mitzumachen, habe ich denen gesagt: In Ordnung. Aber ich komme ein Jahr vorher und schaue mir die ganze Veranstaltung zuerst mal an. Dann bin ich dorthin und habe nachher mit den Russen verhandelt. Sie wollten uns für unseren Auftritt sechs Minuten geben. Da habe ich gesagt, wir brauchen ja allein zwei Minuten um auf diesen Riesenplatz zu kommen. Nein, unter neun Minuten geht da gar nichts. Dann wurde erst einmal ein Wodka genommen und wir besprachen, wie wir uns präsentieren wollten.“

Er habe „stets Wert darauf gelegt, dass bei jedem Auftritt unsere Schweizer Folklore dabei war,“ erzählt er weiter. „Also das Alphorn und auch das Thema `Jodeln´ sollte eine Rolle spielen. Dann wurde noch ein Wodka genommen und dann war der Russe mit neun Minuten einverstanden. Da habe ich ihm gesagt, dass in der Schweiz der Handschlag gilt. Da hat er gelacht und eingeschlagen. Zuhause habe ich das Vereinbarte gleich zu Papier gebracht, unserem Verteidigungsattaché in der Botschaft in Moskau zukommen lassen und dann hatten wir ein Jahr später unseren Neun-Minuten-Auftritt – mit Alphorn und Jodeleinlage. Das kam fantastisch an.“

Woher kann er das?

„Ach, man muss einfach verhandeln können wie ein Viehhändler“, sagt er mit seinem listig verschmitzten Lächeln, „und man muss den Mut haben, schnell zu entscheiden. Meist ist eine zeitgerecht brauchbare Lösung wichtiger als eine ganz besonders gute zu spät. Natürlich kommt man zu anderen Ergebnissen, wenn man zwei Wochen darüber nachdenken kann. Aber meist hat man diese Zeit nicht. Und dann muss man als Chef entscheiden.“

Als zum Beispiel seine Formation zu dem größten Militärtattoo der Welt nach Edinburgh fuhr, „kamen wir mit dem gemieteten Bus in Calais an und erfuhren, dass unsere Fähre schon weg war. Tja, was ist da gefragt? Da müssen Primärbedürfnisse befriedigt werden – Unterkunft und Verpflegung. Was gar nicht so einfach ist, wenn man keine Rentnerband durch die Gegend kutschiert, sondern einen Bus mit 50 jungen Kerlen.“ Hier lacht er wieder verschmitzt in Erinnerung an das damalige Chaos, das er managen musste. Aber Beat Diener war zur Stelle. Da ist er bis heute Soldat.

Hat er denn als oberster Militärmusiker der Schweizer Armee auch Reden gehalten und die Zuhörer auf die Musik eingestimmt?

„Nein, für den unterhaltenen Teil war der Dirigent oder – bei der Big Band – der Bandleader Pepe Lienhard zuständig. Die hatten Spass daran. Ich war immer nur dabei, weil ich spüren wollte, ob die Musik die Zuhörer erreicht, ob sie am Puls der Menschen ist. Das war mir wichtig. Mich selbst inszenieren hat mich nie interessiert.“

Dann fährt er fort: „Wissen Sie, wenn man mit seinen Formationen – immerhin 23 verschiedene

Das war so spannend,
als ob man ein Renn-
pferd mitten im Rennen
wechselt.
Aber da
hilft kein
Lamentieren.



Bands – an fremden Orten gastiert, dann soll ja nicht nur die eigene Kultur und Folklore rüberkommen, sondern man muss in kürzestmöglicher Zeit die Herzen der Zuhörer für sich gewinnen. Deshalb habe ich immer gesagt: Spielt die Lieder, die die Menschen vor Ort lieben. Wenn wir das hinbekommen haben, dann waren die Türen und Herzen der Menschen offen.“

War er ein musikalischer Botschafter der Schweiz?

„Das kann man so sagen,“ schmunzelt er. „Wobei das typisch Schweizerische auch nicht immer ganz einfach war. Nochmal zurück nach Edinburgh, zu dem Tattoo. Das ist nicht nur das grösste, sondern auch das längste seiner Art. Das dauert fünf Wochen. Eine Teilnahme dort kriegen sie mit dem Schweizer Milizsystem aber nur hin, wenn sie nach der halben Zeit die komplette Mannschaft auswechseln – weil dann deren Pflichtzeit vorbei ist. Das heisst: Mittendrin müssen Sie mit den Proben komplett neu beginnen. Die Formationen der anderen Länder ziehen das am Stück durch und haben es ganz bequem. Wir mussten es auf unsere Art stemmen.“

Am Ende sei Chef der Militärmusik zu sein „der beste Posten gewesen, den ich in meiner beruflichen Laufbahn erlebt habe. Denn: Musik berührt. Sie provoziert nicht, öffnet aber die Türen und Herzen. Ganz sprachenlos. Das ist sehr, sehr schön, wenn man das erleben darf.“

Wie ist er überhaupt zu dieser Aufgabe gekommen?

„Ich war ja nie vorher bei der Militärmusik. Aber ich habe bei meiner Bewerbung die Frage gestellt `Kann nur ein Chirurg ein Spital führen oder braucht es dafür nicht eigentlich andere Qualitäten?`

Das war wohl die richtige Frage zum richtigen Zeitpunkt. Denn drei Monate später bekam ich den Zuschlag. Wobei wichtig war, dass ich seit einigen Jahren hier unseren Musikbetrieb im Theater Arth gemanagt hatte.“ Nach einer kurzen Pause fügt er hinzu: „Wissen Sie, ich heisse *Diener!*“

Das stimmt. Aber sein Vorname ist eben auch „Beat“ – „der Glückliche“. Und so wird er bei der Neuinszenierung von Richard Strauss’ „Fledermaus“ das gleiche glückliche Händchen haben wie all die Jahre zuvor.

Und sein Publikum wird sie genau so lieben wie all die Jahre zuvor. ♥



„DIE FLEDERMAUS“
Premiere 17. Januar 2015
30 Aufführungen bis
28. März 2015

Kartenvorbestellungen unter
041 855 34 20

www.theaterarth.ch

MUMMEN- SCHANZ UND FASNACHTS- TRUBEL

EIN GESPRÄCH MIT DER KURATORIN DER AKTUELLEN AUSSTELLUNG „MASKIERT“ ÜBER DIE „MAGIE DER MASKEN“

von Andreas Lukoschik

Wer meint, mit Masken Schabernack zu treiben, sei eine Schwyzer Spezialität, der irrt. Auch wenn die Schwyzer Masken selbstverständlich die schönsten sind. Damit der interessierte Schwyzer Vergleichsmöglichkeiten hat, gibt es im „Forum Schweizer Geschichte“ zur Zeit eine Ausstellung zu genau diesem Thema: Masken.

Pia Schubiger, Kuratorin dieser Ausstellung, hat uns erzählt, was sie an diesem Thema reizt.

! Masken faszinieren die Menschen überall auf der Erde – und das schon seit Urzeiten. Es gibt in Südfrankreich Felszeichnungen, die stammen aus der Zeit 15 000 vor Christi Geburt, die nahelegen, dass auch damals schon Masken verwendet wurden.

In Schwyz und der Innerschweiz sind Masken aber kein theoretisches Konzept, sondern lebendige Tradition. Deshalb wollten wir den Bogen von den klassischen Fasnachtsmasken aus der Innerschweiz über weniger bekannte Arbeiten aus der Ostschweiz bis zu den Klassikern aus dem Lötschental spannen.

Neben der Fasnacht gibt es natürlich auch andere Anlässe, sich zu maskieren: Am offensichtlichsten ist das Theaterspielen. Denken Sie an das Wort „Persona“. Es bezeichnete im antiken griechischen Theater die Maske, die die Rolle des Schauspielers typisierte.

? Sie zeigen in der Ausstellung also Masken zum Verkleiden?

! Nicht nur. Wir zeigen auch „Schutzmasken“ wie sie zum Beispiel beim Fechten eingesetzt werden oder den Helm des Ballonfahrers Bertrand Piccard.

ILLUSTRATION: Leonhard Rothmoser // FOTO: Dettel/Schneidler



Die Chefin der Masken – Pia Schubiger

Masken fertigen. Hier kann man auch anprobieren, um selbst zu spüren, wie es sich anfühlt, so einen „Persona“-Wechsel vorzunehmen.

? Woher kommt die Attraktivität von Maskierungen? Sie einzusetzen ist ja in allen Kulturen der Welt üblich.

! Gesichter sind für uns von Kindesbeinen an eine der wichtigsten Informationsquellen, um die Reaktionen anderer Menschen einzuschätzen. Dementsprechend wichtig ist die Gesichterwahrnehmung im Miteinander – und ebenso attraktiv ist der Wechsel, indem man sich ein anderes Gesicht „ausleiht“. Die Lust, aus der eigenen Rolle auszusteigen und eine andere anzunehmen, ist in uns Menschen angelegt. Wobei einer der Reize jeder Maskierung ist, zu wissen, dass diese Rolle endlich ist und man sie wieder aufgeben kann. Vielleicht riskiert man deswegen, mit der Maske auch mal etwas besonders Gewagtes zu sagen. Danach kann man wieder in den vertrauten Hafen seiner Identität einlaufen und sich mit den Freunden und Freundinnen darüber austauschen, ob sie einen erkannt haben.

? Gehört dieses „Erfahrungen machen“ zum Masken-Erleben dazu?

! Der Erkenntnisgewinn ist auf jeden Fall eine wichtige Seite des Maskierungserlebnisses. Denken Sie nur an die Erfahrungen, die man macht, wenn man die Geschlechterrolle wechselt – was ja auch zur Fasnacht gehört (*lacht*).

Die andere ist die Freude, die Maske selbst zu *machen*. Denn viele fertigen ja ihre Maske und das dazugehörige Kostüm selbst. Der kreative Prozess, der damit verbundene Vorbereitungszauber und die steigende Spannung sind eine tolle Erfahrung.

Besonders hat mich übrigens gefreut, dass einige Schwyzer, nachdem sie gehört hatten, dass ich eine Masken-Ausstellung kuratiere, an mich herantreten sind, und Exponate aus ihrem Fundus beigesteuert haben. Daran sieht man, wie aktuell und lebendig dieses Thema hier in Schwyz ist.

? Gab es auch Entdeckungen, die Sie bei der Recherche gemacht haben?

Dann gibt es „Protestmasken“ – denken Sie hier an die Guy Fawkes Masken der „Occupy Wall Street“-Bewegung oder die bunten Strickmasken der russischen „Pussy Riot“-Aktivistinnen.

Nicht zu vergessen die „rituellen Masken“, wie man sie aus Afrika kennt, die verwendet werden, um mit dem jenseits in Verbindung zu treten. Oder „Schandmasken“ – zum Beispiel in Form eines Schweinskopfes. Damit wurden Menschen im 16. und 17. Jahrhundert bestraft, indem sie diese Masken anlegen mussten und in der Öffentlichkeit vorgeführt wurden. Sie waren dabei oftmals angebunden oder in einem Käfig ausgestellt und wurden so dem Spott der Leute ausgesetzt.

? Es hat den Anschein, als ob selten das Schöne in einer Maske ausgedrückt wird...

! Stimmt. Die meisten Masken suchen die Grimasse, betonen das Fratzenhafte und das gewollt Hässliche. Aber hier machen die Schwyzer Masken eine Ausnahme. Es sind Figuren wie zum Beispiel der Bajazzo, die teilweise von der Commedia dell'arte inspiriert wurden.

? Werden denn all diese Masken nur gezeigt oder kann man sie sich auch vors eigene Gesicht halten und schauen, wie man sich damit fühlt?

! Die historischen Stücke können natürlich nur gezeigt werden. Es gibt aber einen zweiten Teil der Ausstellung, in dem verschiedene Maskenbildner vorführen, wie sie ihre





*Wer mehr zu diesen
Masken wissen will, ...
muss in die Ausstellung
gehen.*



! Ja, ganz klar die Masken aus der Ostschweiz, die in der Innerschweiz weniger bekannt sind.

Oft entstanden Maskentypen übrigens, weil konkrete Personen damit gemeint waren, denen sich die Menschen der Region unterlegen fühlten und die sie verulken oder denen sie einen Denkartel verpassen wollten.

Die Vorlage zur „Chrottni“ zum Beispiel – also der „Kröte“ – war die Frau eines Postmeisters, die regelmäßig die Post vor der Zustellung öffnete und so en détail über das Leben im Ort Bescheid wusste. Dieser arglistigen Frau wurden die Menschen des Ortes Herr, indem sie sie zur Maske machten, über die sie öffentlich lachen konnten.

? Irre ich mich oder ist es so, dass viele Masken die überzeichnenden Eigenschaften von Karikaturen haben?

! Das ist absolut richtig. Einzelne Merkmale werden übertrieben herausgearbeitet und zum Charakter der „Persona“ – also der Maske – verdichtet.

? Haben Sie bei der Recherche herausgefunden, wie sich die Maskenschnitzer für ihre Arbeiten inspirieren lassen?

! Von zweien weiss ich es: Der legendäre Bündner Albert Anton Willi aus Domat/Ems, dessen geniale Masken in der Sammlung des Museums Rietberg zu sehen sind, hatte zu seiner Zeit vor dem Spiegel Grimassen geschnitten, um den richtigen Ausdruck zu finden. Es gibt ganz interessante Fotos davon. Der zeitgenössische Maskenschnitzer Rudolf Kyburz aus Schindellegi wiederum lässt sich von den amtierenden Bundesräten aus den Medien inspirieren, schnitzt sie als Masken und überlegt dann, was er – in der Maske dieses oder jenes Bundesrates – bei einem Auftritt sagen wird.



Womit wir bei dem wichtigsten Punkt überhaupt sind: Masken sind ja leblos bis zu dem Moment, in dem sie getragen werden. Dann erst erwachen sie zum Leben – und können manchmal etwas ganz anderes in der lebendigen Bewegung ausdrücken als was sie in ihrem statischen Ausdruck darstellen. Deshalb kommt es immer auf den Träger der Maske an, wie er oder sie die Maske zum Leben erweckt.

? Dann probieren wir doch mal einige Masken in der Ausstellung aus ... 🙄



DIE SCHAUM- SCHLÄGER

WIE EIN SCHWYZER DEN GIGANTEN STARBUCKS, MCDONALDS UND COSTA DABEI HILFT, LATTE MACCHIATO IN 62 LÄNDERN ZU VERKAUFEN

von Andreas Lukoschik

Wer immer auf der Welt in irgendeinem Starbucks Coffee House in der Schlange steht, um sich einen Kaffee zu kaufen, wartet auf einen Kaffee aus einer Maschine von Adrian Steiner, CEO der Thermoplan AG.

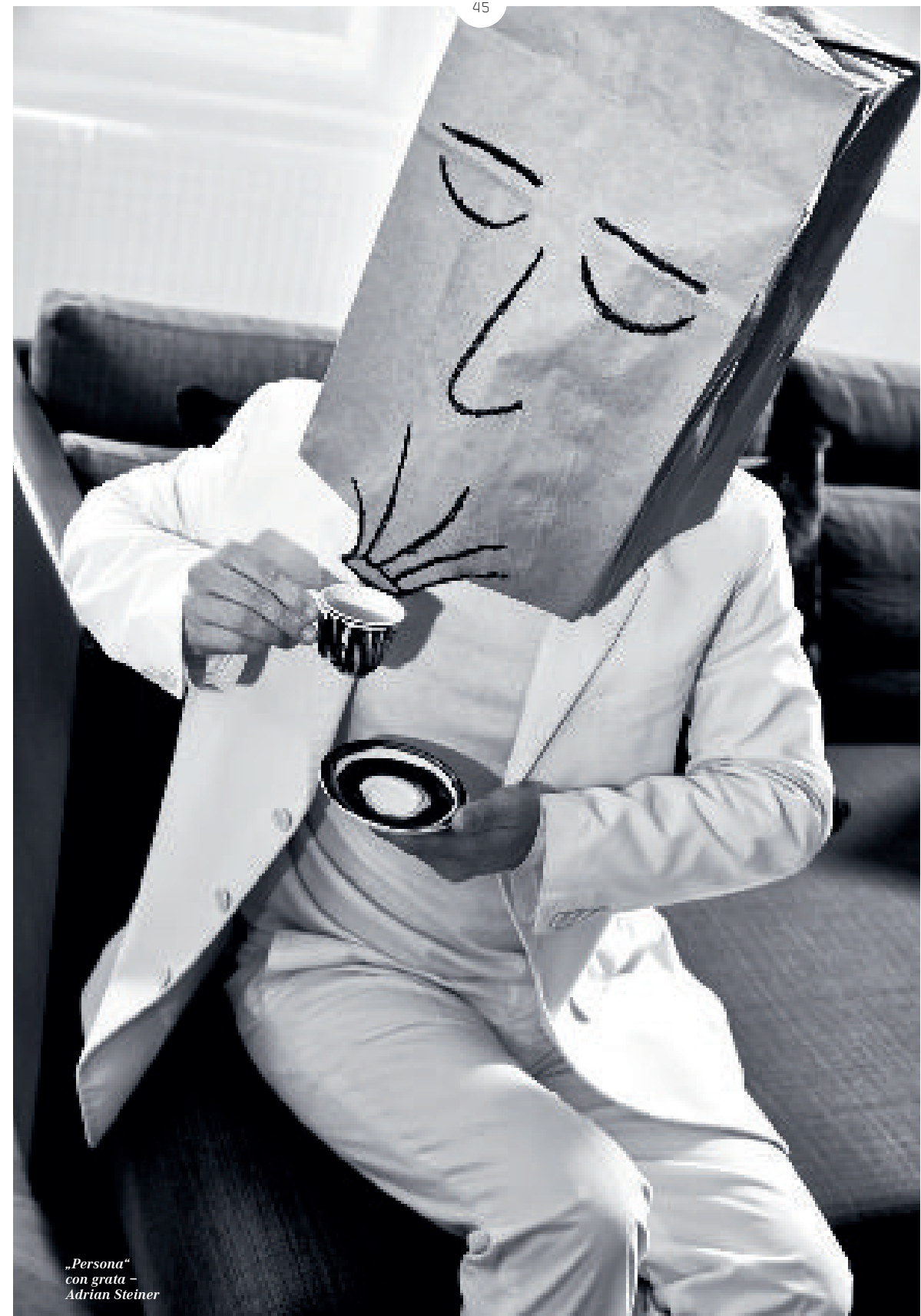
Jetzt sitzt der sympathische Enddreissiger dem Berichterstatter bei einem Espresso gegenüber und erzählt, wie man mit Kaffeefullautomaten – so heissen die Maschinen, bei denen man nur auf einen Knopf drücken muss, ehe Espresso, Cappuccino oder Latte Macchiato ins Glas oder die Tasse zischen – einen Jahresumsatz von 100 Millionen Franken erzielt. Nicht mit Masse, sondern mit Klasse.

In jeder Hinsicht. Was die Qualität der Produktion, die Innovationspower und den menschlichen Umgang betrifft.

Angetreten ist Adrian Steiner vor 17 Jahren nicht als Chef, sondern als Vertriebsmann. An der Front zu den Kunden hat er gelernt, wie wichtig es ist, „zuzuhören“ – wie er es nennt. Eine Lektion, die er bis heute nicht vergessen hat. Denn er hört in seiner ruhigen Art gerne zu. Immer.

„Unser neues Milchsystem ist zum Beispiel bei einem abendlichen Zusammensein mit einem Lieferanten entstanden,“ erzählt er. „Die meisten Kaffeefullautomaten erhitzen die Milch, indem sie heissen Wasserdampf in die kalte Milch jagen. Das ist ein Schock für die Milch. Das fanden mein Gesprächspartner und ich – beides Schweizer – unbefriedigend, denn wir Schweizer mögen unsere Milch. Also haben wir uns in dem Gespräch überlegt, wie man die Milch schonender erwärmen kann. Die Realisierung bis zur Serienreife hat zwar drei Jahre gedauert, aber jetzt führen wir die kalte Milch in einem geschlossenen System durch den Kaffeeboiler und erwärmen sie so schonend. Das zerstört die Inhaltsstoffe nicht, verdünnt die Milch nicht mehr mit Wasserdampf und verbraucht 50 Prozent weniger Energie.“

ILLUSTRATION: Leonhard Rothmoser // FOTO: Dettel/Schneidler



„Persona“
con grata –
Adrian Steiner

Eigentlich eine banale Lösung, wird mancher denken. Genau deswegen ist sie genial. Denn sie zeigt, dass Steiner und sein „Betrieb der Tüftler und Erfinder“ (*O-Ton Steiner*) Techniken nicht unreflektiert nachbeten, nur weil es schon immer so gemacht worden ist. Nein, sie denken um. Denn Ideen sind dem Schwyzer Steiner mehr als wichtig. Sie sind der Kern und das Kapital eines Familienbetriebes.

„Grosse Konzerne sind nicht besonders gut geeignet, schnell und flexibel zu reagieren,“ begründet er diesen Gedanken. „Das können wir kleinen und mittleren Unternehmen (KMU) besser. Zumal gute Ideen bei uns jeder haben kann. Vom Vertriebler über die 40 Ingenieure, die in der Forschung arbeiten, bis zu unseren spezialisierten Arbeitern, die das Rückgrat unserer Produktion bilden.“

Das Resultat: Jedes Jahr meldet Steiners Unternehmen zwischen fünf und zehn Patente an. Solche Innovationslust macht aus Kunden zufriedene Dauerkunden.

„Betrieb der
Tüftler und
Erfinder“

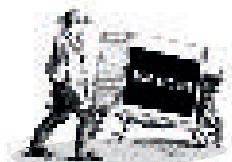


ILLUSTRATION: Florian Fischer



Starbucks

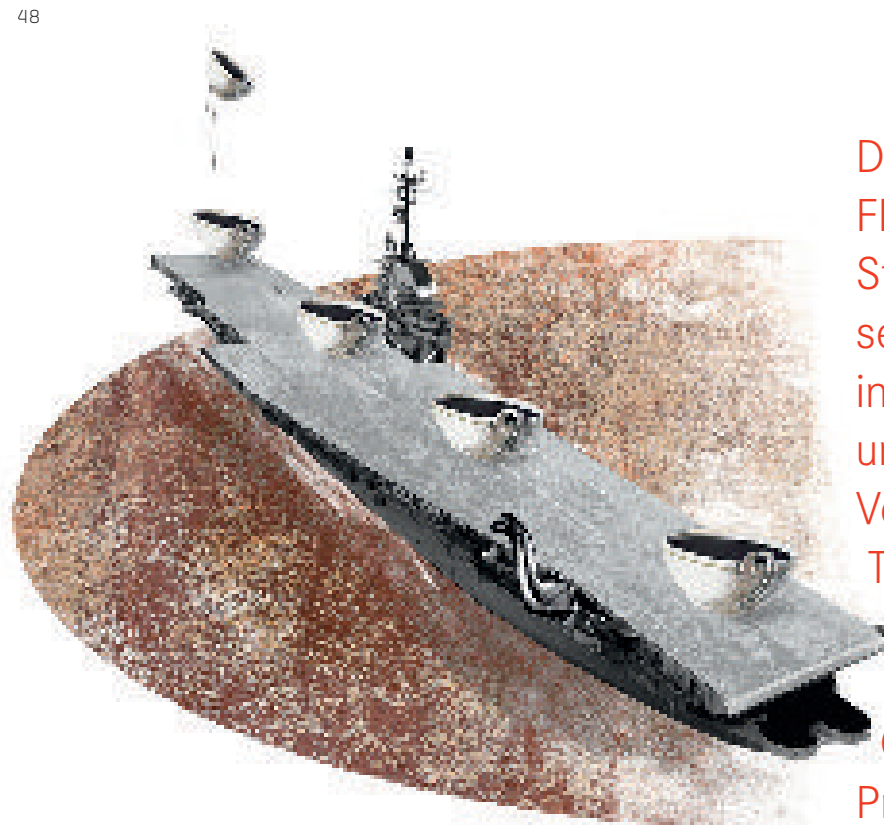
Zum Beispiel Starbucks. Thermoplan produziert alle – in Worten: „alle“ – Kaffeemaschinen für den amerikanischen Coffee-House-Titanen. Das kam so: Im Jahre 1997 wollte der CEO und Inhaber von Starbucks, Howard Schultz, den Verkauf seiner Kaffeegetränke optimieren. Bis dahin wurden sie auf die italienische Art gemacht: Das Mahlgut wurde per Hand ins Durchlaufsieb der riesigen Espressomaschine gestopft, eingeklinkt, gebrüht, die Milch per Hand mit heissem Wasserdampf erhitzt, am Ende beides zusammengebracht. Bei diesem Fertigungsprozess war die Qualität nicht konstant, der Ablauf war kompliziert und die Geschwindigkeit nicht der Rede wert. Unökologisch war das Ganze überdies, weil viel zu viel Wasser verbraucht wurde.

All diese Punkte standen einer Erhöhung des Umsatzes im Wege. Schultz suchte einen Ausweg, bei dem er die hohe Qualität seiner Kaffeegetränke unter keinen Umständen verlieren wollte. Er wollte sie steigern, weil er gegen die geschmacklosen Filterkaffees der Diners grosse Erfolge feierte.

Also fuhr er ins Gelobte Land der Kaffeevollautomaten – in die Schweiz. Vierzehn Hersteller bewarben sich darum, die Maschinen herzustellen, die Starbucks Kaffeegetränke weltweit brühen sollten. Alle grossen Namen standen an. Doch nur einer machte das Rennen – Thermoplan.

Gefolgt von Kopfschmerzen. Denn Schultz bestellte sechs Container Kaffeevollautomaten. Wie sollte das ein kleines Unternehmen mit 21 Mitarbeitern vorfinanzieren? Die Kopfschmerzen nahmen zu, als die Hausbank zum Thema Kredit nachhaltig den Kopf schüttelte: Viel zu grosse Abhängigkeit von so einem Giganten. Es blieb nur eins: Mit Schultz verhandeln. Dabei zeigte sich, was Steiner mit „Klasse statt Masse“ meint. Beide Seiten einigten sich – sehr fair – auf das Zahlungsziel: zehn Tage. Das ist bis heute so geblieben.

Dazu Steiner: „Alle Welt redet immer von business-to-business oder b2b. Das ist Quatsch. Es ist immer eine Beziehung von



Mensch zu Mensch. Und so muss man auch miteinander umgehen. Menschlich.“ Wer ihn kennt, weiss, dass er das genau so meint.

„Das Vertrauen, das Schultz in uns setzt, war und ist uns immer Verpflichtung. Deswegen haben wir die Maschinen immer weiter verbessert und auf ein Modulsystem umgestellt. So können wir sicherstellen, dass der Ausfall einer Maschine nicht länger dauert als 20 Minuten. Danach ist das defekte Modul ersetzt und der Verkauf kann weitergehen. Unsere Maschinen zeichnen sich nämlich nicht allein durch hohe geschmackliche Qualität aus, sondern auch durch hohe Ausfallsicherheit. Daran werden wir von unseren Kunden gemessen.“

Wer in der Schlange bei Starbucks in Singapur, Moskau oder Zürich steht, denkt an so etwas natürlich nicht. Aber genau das ist es, was den Unternehmer interessiert. Und das ist es, was Steiner meint mit „dem Kunden zuhören“.

Mehr ist mehr

Im Jahr 2008 gab es mit der Finanzkrise einen Einbruch, weil Starbucks 2000 Filialen weltweit schliessen musste. Das war hart. Doch haben

ILLUSTRATION: Florian Fischer



Der grosse
Flugzeugträger
Starbucks pflügt mit
seiner Kapitalwucht
in neue Märkte
und Steiners
Versorgungsschiff
Thermoplan sorgt in
seinem Kielwasser
dafür, dass die
Qualität des
Produktes und die
Maschinen „erste
Sahne“ sind.

beide Seiten auch hier wieder fair von Mensch zu Mensch ver- und gehandelt. Inzwischen hat Starbucks wieder Fahrt aufgenommen, der Aktienwert hat sich seit 2008 verachtacht und die Märkte Indien, China und Russland werden in Angriff genommen. Mit Adrian Steiners Kaffeautomaten.

Eine Synergie, die genial ist: Der grosse Flugzeugträger *Starbucks* pflügt mit seiner Kapitalwucht in neue Märkte und Steiners Versorgungsschiff *Thermoplan* sorgt in seinem Kielwasser dafür, dass die Qualität des Produktes und die Maschinen „erste Sahne“ sind.

Apropos „Sahne“. Damit hat das Unternehmen angefangen. Mit Maschinen, die Schlagsahne – oder Schweizerdeutsch Schlagrahm – herstellten. Eine Kompetenz, die es bis heute weiter entwickelt – zur führenden Position bei der Verarbeitung von Milch. Eine Kompetenz, die für den weltweiten Erfolg von Starbucks essenziell ist. Denn Indien, Russland und China haben zwar eine langjährige Tradition in der Zubereitung von Tee

– in allen Variationen. Aber nichts Vergleichbares im Umgang mit Kaffee. Die Tür zu diesen Märkten öffneten erst Getränke in Kombination mit Milch. Von der Latte Macchiato bis zum Chai Latte.

Klumpenrisiko

Während Steiner anfangs 75 Prozent des Umsatzes mit Starbucks machte, hat sich der Schwyzer heute freigeschwommen und macht „nur“ noch 34 Prozent mit dem amerikanischen Coffee-House-Titanen. Nicht, weil der Umsatz zurückgegangen wäre, sondern weil andere grosse Kunden hinzugekommen sind. Subway, McDonalds, Costa – um nur einige zu nennen.

Ein weiterer Kunde ist die Firma Nestle aus Vevey. Für Nespresso produzieren Steiner und seine inzwischen 200 Mitarbeiter exklusiv (!) die Profi-Maschinen für die Gastronomie.

„Es ist für uns eine neue Erfahrung, einen Schweizer Konzern als Partner zu haben. Wir haben dieselben Vorstellungen von Geschäftskultur und die gleichen Werte.“

Diese Werte sind die Basis des Erfolgs von Adrian Steiner und Thermoplan. Sie verdichten sich in dem Begriff „Menschlichkeit“. „Menschlich“ geht er mit seinen Mitarbeitern um und ebenso pflegt er die Verhandlungen mit seinen Kunden. Auf diese Weise baut er die Leistungen seiner Maschinen aus – damit sie den Anforderungen der Menschen folgen. Damit schliesst sich der Kreis. Sein „Miteinander“ basiert auf den hohen Qualitätsgrundsätzen, die alle Beteiligten an diesem Modell haben, an dem Willen zur Präzision, an dem Spass, neue Ziele zu erreichen und an dem Stolz auf den Erfolg.

Dass es all das nicht gratis geben kann, sondern seinen Preis hat, setzt wiederum auf der Kundenseite einen Menschen voraus, der fair handeln will. Nicht einen, der nach der Devise handelt „Geiz ist geil“.

Möge das Modell, das der Schwyzer Adrian Steiner so erfolgreich pflegt, auch für andere Bereiche realisierbar sein. Nach dem Motto: Schweizer Qualität hat ihren Preis. Womit? Mit Recht. ☺

Chäfe

FASNACHT – DIE „NACHT VORM FASTEN“

IN DER ES ZUM LETZTEN MAL FÜR
EINE SAISON HOCH HERGEHT. DER
HISTORIKER DR. WERNER RÖLLIN
HAT SIE ERFORSCHT.

von *Andreas Lukoschik*

Selbstverständlich hat jeder Schwyzer eine dezidierte Meinung zum Thema Fasnacht. Das ist auch gut so, weil die Fasnacht lebendig ist – und es bleiben soll.

Aber wie ein gesunder Baum durch seine Wurzeln festen Halt hat, so ist auch die Fasnacht fest verwurzelt. Sie ist ein Thema, bei dem sich viel dazulernen lässt – wenn man den richtigen Experten befragen kann! Wir konnten. Und zwar niemand geringeren als den Historiker und Volkskundler Dr. Werner Röllin. Der ist für seine Fasnachtsforschungen international ausgezeichnet worden, verfügt über ein Archiv mit zigtausend Dokumenten und Fotos und hat an der Universität Zürich Vorlesungen zu diesem herrlich vitalen Brauchtum gehalten. Kurzum: Er ist der ideale Mann für unser Thema.

Gleich zu Anfang räumt er mit der Legende auf, die Fasnacht habe einen heidnischen Ursprung. Das – so führt er aus – habe Heinrich Himmler, Hitlers Mann fürs Grobe, in die Welt

gesetzt. Der verbreitete – völlig verblendet –, das Germanentum sei die Quelle aller Kultur.

„Tatsache ist jedoch“, führt Röllin die Beweisführung aus, „dass es bis zur Synode von 1091 unter Papst Urban II. gar keine geordnete Fastenzeit gab. Die wurde nämlich erst auf dieser Synode beschlossen – beginnend mit dem Aschermittwoch. Und dass sie 40 Tage dauern solle – weil Jesus auch 40 Tage in der Wüste gefastet hatte.“

Wer sich die Mühe macht und die Tage vom Aschermittwoch bis zur Osternacht nachzählt, wird feststellen, dass die Fastenzeit 46 Tage dauert. Kirchenrechtler halfen sich über diese Tatsache hinweg, indem sie die sechs Sonntage als Fastentage ausnahmen. Möglicherweise, weil sie sonst während der Liturgie keinen Wein hätten trinken dürfen? Man weiss es nicht so genau.

Dazu passt auf jeden Fall, dass in einigen Klöstern der Speisezettel während der Fastenzeit dadurch erträglicher gestaltet wurde, dass die

ILLUSTRATION: Leonhard Rothmoser // FOTO: Detlef Schneider



Dahinter steckt
ein Forscher Kopf –
Werner Röllin



Mönche Enten und Gänse, die ja auf dem Wasser schwimmen, als „kaltblütige Tiere“ definierten, weshalb sie sie – wie Fische – essen durften. Wer das Recht hat, solche Definitionen festzulegen, kann nichts verkehrt machen! Womit ein wichtiges Stichwort gefallen ist.

„Am Anfang vieler Bräuche standen immer Rechtsgründe,“ fährt Werner Röllin fort. „Das Brauchtum kam erst später dazu. Damit die Menschen die rechtlichen Termine in ihren Alltag integrierten. So war es schon vor der Fastenzeit Tradition, dass man mit dem Ende des Winters begann, Verträge zu schliessen, neues Personal einzustellen und Hochzeiten zu feiern. All das sollte zeitlich begrenzt werden, wozu die Fastenzeit diente.“

Damit an deren Ende – in der Osterliturgie – angesichts der Auferstehungsfeier nicht nur spirituell Freude aufkam, sondern auch reale Heiterkeit die Kirche erfüllte, war es Brauch, dass der Pfarrer in der Osterpredigt ein Märchen oder eine Anekdote erzählte, die so komisch war, dass die Gemeindefolke lachte. Das war das sogenannte „Risus paschalis“ oder das „Osterlachen“. Das war später den Reformatoren ein Dorn im Auge, weshalb sie es unterbanden. Die 40-tägige Dauer ist übrigens keine Besonderheit der Fastenzeit. Auch der 11.11. – also der Martinstag und im Rheinland der Beginn der

„nährischen Jahreszeit“ – ist der Anfang einer 40-tägigen Periode, in der keine Rechtsgeschäfte abgeschlossen werden durften. Sie endet übrigens ... zu Weihnachten.

„Auch dazu gibt es eine sprachliche Parallele“, flicht Werner Röllin ein und sagt nur zwei Worte: „Weih-Nacht“ und „Fas-Nacht“!

Gibt es noch weitere Spracherklärungen dieser Art? Da muss er nicht lange nachdenken: „Das Wort ‚Güdel‘ in Gudedienstag kommt von ‚vergeuden‘ und das ‚schmutzig‘ im ‚schmutzigen Donnerstag‘ bezieht sich nicht auf mangelnde Reinlichkeit, sondern auf Speisen, die mit Schweinefett zubereitet wurden. Im Schwarzwald heisst denn auch der ‚schmutzige Donnerstag‘ ‚fetter Donnerstag‘.“

Was den Alemannen das fette Essen war, ist den Katalanen bis heute ihre „Abundancia“ – der Überfluss. Er drückt sich nicht in reichlichem Essen aus, sondern in vielem Werfen. „In der südkatalonischen Stadt Reus“, sagt Dr. Röllin und man merkt ihm an, wie wenig Verständnis er für diese Fasnachts-Variante hat, „werfen sich die Fasnächtler bis zu 15 Tonnen Tomaten um die Ohren, an einem anderen Ort sind es 60 000 Eier und in Taragona liefern sich die Katalanen eine Mehlschlacht.“ Das erzählt er übrigens nicht vom Hörensagen, sondern weil er es selbst erlebt hat – als Direktor der Schweizer Schule in Barcelona.

Auch in Rio de Janeiro und in Venedig war er zur Fasnachtsforschung. Wohl deshalb sagt er heute: „Der venezianische Karneval ist langweilig, weil unlebendig. Da stehen die Maskenträger nur herum und zeigen statisch ihre Schönheit.“

Heute. Früher war das anders. Und Schwyz hat davon profitiert. Wie das?

„Im 16. Jahrhundert entstand ein intensiver Viehhandel zwischen Schwyz und Venedig, wo sich zu dieser Zeit die Commedia dell'arte entwickelte. Über diese Kanäle kamen kurz vor der Französischen Revolution einzelne Figuren über die Alpen nach Brunnen und Einsiedeln – so der Bajazzo und insbesondere der Arlecchino, der in Schwyz zum Nüssler wurde. Das Gewand des Arlecchino war aus rombenförmigen, farbigen Stoff-Fetzen zusammengenäht. Solche Flicker heissen bei uns Blätzli. Und so wurden die ersten Gewänder auch bei uns gestaltet, indem farbige Flicker auf ein altes Leinengewand genäht wurden. Die bei den Schwyzern besondere Beliebtheit der Figur ‚Arlecchino/Blätz/Nüssler‘ erklärt sich daraus, dass er die Stimme des Volkes verkörperte. Was in Schwyz immer eine Bank ist.“

In Uri wurde aus dem Arlecchino übrigens der ‚Drapoling‘, in Zug ‚Greth Schell‘ und in der March der Laufnarr, genannt ‚Märchler Röllli‘. Es gibt also einige Verwandtschaften in der Innerschweiz, auch wenn das einigen Puristen nicht gefällt.“

Nicht als Blätzlinarr, sondern als Persiflage auf verarmte Bauern und Rosshändler entstanden in Einsiedeln zwei weitere Figuren: die „Joheen“ (Bauern) und „Mummerien“ (Rosshändler).

„Um 1850 herum werden die Masken und Kostüme dann exotischer,“ sagt Röllin. „Ausgelöst durch die Missionsheftchen ‚Stimmen aus Maria Laach‘ erfahren die Leser der katholischen Gemeinden mehr über Menschen ganz anderer Kulturen. So entstehen nicht nur farbenfrohere Masken, sondern auch andere Themengruppen: Schwarze, Indianer, Chinesen und natürlich Japanesen-Kostüme kommen ins Spiel.“

Auch der Rothenturmer „Tiroler“?

„Generell wurde die Kostüm- und Maskenlandschaft im 19. Jahrhundert durch

Verleiher von alten ausgetragenen Theaterkostümen wesentlich geprägt. Seit der Premiere von Schillers ‚Wilhelm Tell‘, 1804, wurde dieses Schauspiel viel in der Schweiz aufgeführt, nach 1860 aber immer häufiger von Karl Immermanns Stück über den Tiroler Freiheitskämpfer „Andreas Hofer“ abgelöst. Als in den 1880er-Jahren auch dieses Stück ausreichend gespielt worden war, gelangten von Kostümverleihern aus Schwyz und dem Ägerital ausgesendete Tirolerkostüme nach Rothenturm. Daraus begann sich der Rothenturmer ‚Tiroler‘ zu entwickeln.“

Und wie ist er selbst zum Thema Fasnacht gekommen?

„Das war während des Zweiten Weltkriegs. Gegen Abgabe von Mehl-Rationierungsmarken erhielten wir Kinder als Bescherung am einzigen Fasnachtstag, am Gudelmontag, ein kleines ‚Birreweggli‘. Und in den letzten Kriegstagen 1945, als auf Druck der Alliierten alles Lärmen verboten war, hatte mein Bruder das Fasnachtseinschellen eingeführt, bei dem ich als Siebenjähriger mitlaufen durfte. Das waren für mich zwei bewegende Erfahrungen, abgesehen davon, dass mein Vater einige Jahre lang Präsident der örtlichen Fasnachtsgesellschaft von Wollerau war.“

Hier schmunzelt er und man merkt, dass er trotz wissenschaftlichem Forscherernst das Thema auch aus innerer Begeisterung untersucht hat. Er ist eben ein waschechter Schwyzer. 🍷

WER MEHR VON WERNER RÖLLIN LESEN MÖCHTE:

„Entstehung und Formen der heutigen Schwyzer Maskenlandschaft“, Separatdruck aus dem Schweizerischen Archiv für Volkskunde, 74. Jahrgang, Basel 1978, Heft 3-4 (Das Standardwerk immer noch, in dem Röllin alle (!) verfügbaren Quellen für seine Forschung herangezogen hat.)

„Der Märchler Röllli“, Marchingheft Nr 48/2007

„Umbruch im Brauchleben“, Band 4, Albert Koechlin Stiftung, Luzern



*Blick vom Rot Chrütz
Richtung Gersau
FOTO: Stefan Zürrer*

DER VIELSAITIGE

MEINRAD CAMENZIND WAR NICHT NUR EIN LEGENDÄRER UNTERNEHMER, SONDERN IST AUCH PRÄSIDENT DER STRADIVARI STIFTUNG HABISREUTINGER

von Andreas Lukoschik

Alljährlich am 3. Dezember feiert die Habisreutinger Stiftung Geburtstag. In diesem Jahr, also 2014, zum 50. Mal. Das ist nicht nur ein Grund zu gratulieren, sondern der perfekte Anlass, sich mit dem Stiftungspräsidenten zu unterhalten. Der heisst Meinrad Camenzind, hat die Stiftung stattliche 30 Jahre geleitet und in dieser Zeit Ungewöhnliches geleistet – für die Musik und für junge Künstler!

Denn die Stradivari Stiftung Habisreutinger leiht handverlesenen Talenten Streichinstrumente, die zum Feinsten gehören, das die Musikwelt zu bieten hat und die – wie die Mona Lisa oder die Gutenberg-Bibel – zu den Ikonen des Abendlandes gezählt werden: Stradivaris. Richtig gelesen – Mehrzahl!

Vermutlich fragt sich der aufmerksame Leser als Erstes, wie diese wertvollen Instrumente gerade nach Gersau fanden? Nicht nach New York, Salzburg oder Cremona. Nun, wie vieles auf dieser Welt hat auch das mit Menschen und ihrem Lebensweg zu tun. In diesem Fall mit dem des Stifters Rolf Habisreutinger, der in den Anfangsjahren selbst Präsident seiner Stiftung war. Doch nachdem er mit seiner Frau Liz nach Gersau gezogen war, um dort seinen

Altersruhesitz zu nehmen, ernannte er Meinrad Camenzind zu seinem Nachfolger. „Weiss ich doch mein Lebenswerk unter Ihrem Schutz in besten Händen“, schrieb Habisreutinger am 26. November 1984.

Meinrad Camenzind, damals Bezirksammann in Gersau und völliger Laie in Sachen klassischer Musik, sagt dazu heute: „Es war für mich eine ausserordentliche Ehre und erfüllte mich mit Genugtuung und Stolz, dieses Amt auszuführen.“

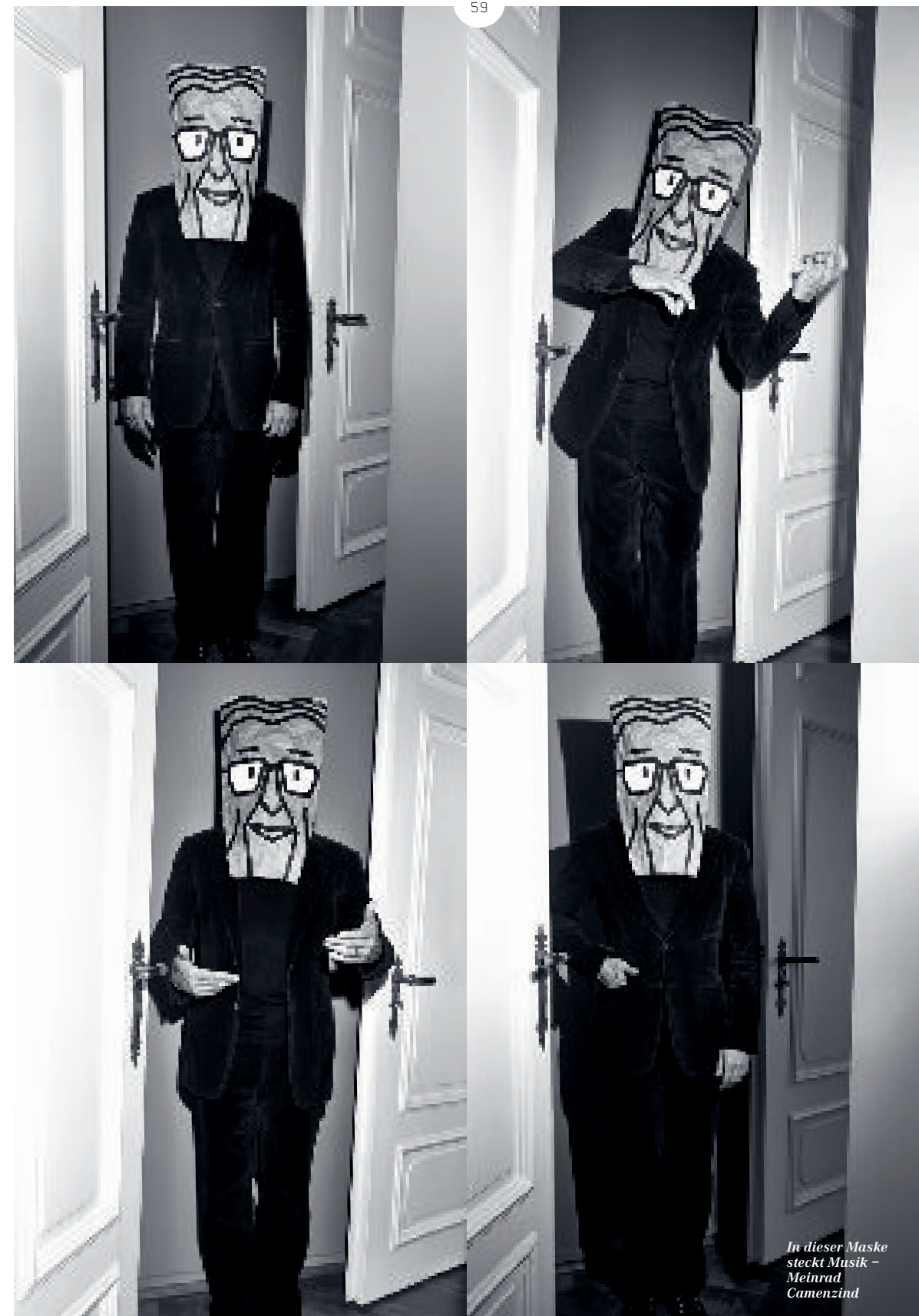
Unglaublich: Zwei Violinen, zwei Bratschen und zwei Celli gehören der Stiftung seit ihrer Gründung. Jede eine Persönlichkeit mit eigenem Namen. Und eigener Geschichte. Die „King George“ von 1710 zum Beispiel. Benannt nach ihrem ersten Besitzer, dem britischen König George III.

Im Jahr 1800 schenkte er das kostbare Instrument einem seiner Offiziere, einem Schotten, der es stets bei sich trug. Auch in der Schlacht von Waterloo steckte es in der Satteltasche seines Pferdes, wo es – surprise, surprise – die Schlacht unbeschadet überstand.

Die vorläufig letzte Phase ihres über 300 Jahre währenden Lebensweges führte sie in die Hände von Rolf Habisreutinger. Dem Stifter. Der dachte zunächst einmal nicht ans Konservieren, sondern ans Spielen. Denn er kaufte diese Stradivari – zu seinem Vergnügen. Machte er doch mit Freunden gerne Musik und wollte das auf „ordentlichen“ Instrumenten tun.

Ursprünglich hatte er sogar mehr als zehn Stradivaris erstanden und dann sechs ausgesucht, die gemeinsam besonders gut klangen. Diese sechs Instrumente sind jetzt das Herzstück

ILLUSTRATION: Leonhard Rothmoser // FOTO: Dettlef/Schneidler



In dieser Maske steckt Musik – Meinrad Camenzind

seiner Stiftung. Vier davon werden auch heute noch im „Stradivari Quartett“ gemeinsam zum Klingen gebracht.

In den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts waren „Strads“, wie sie von Kennern der Musikszene lässig genannt werden, zwar schon teuer, sie hatten aber noch nicht die preislichen Dimensionen von heute erreicht. Zwischen zwei und elf Millionen Dollar – pro Stück! – muss zur Zeit auf den Tisch geblättert werden, falls Interessenten überhaupt ein solches Meisterwerk vom Gottvater der Geigenbauerkunst zu fassen bekommen.

Für die Exemplare der Habisreutinger Stiftung sind das theoretische Zahlen. Denn laut Stiftungssatzung dürfen die Instrumente nie verkauft werden, sie müssen immer wieder wechselnd jungen Ausnahmetalenten zur Verfügung gestellt werden.

Dass diese Kostbarkeiten unverkäuflich sind, erfuhr sogar eine Abgesandte des japanischen Kaiserhauses, die sie unter allen Umständen kaufen wollte. Die Weigerung von Meinrad Camenzind und dem Stiftungsrat interpretierte sie zunächst als Strategie, um den Preis nach oben zu treiben. Erst als sie ihr erklärten, dass ein Verkauf in der Stiftungssatzung ausgeschlossen ist, gab sie nach – und lud die Witwe des Stifters, Liz Habisreutinger, zum Kaiser nach Japan ein.

Die nahm die Einladung in Begleitung eines Stiftungsrates an und besuchte Kaiser Hirohito. Seither gastieren die Stradivari-Musiker alle zwei, drei Jahre in Japan und spielen zur Kirschblüte in einem ausgesuchten Orchester mit.

Sie bleiben in Schwingung

Die Stiftung hat bestimmt, dass die Instrumente ständig gespielt werden müssen. Das hat eine konservatorische Bedeutung. Denn Instrumente, die gespielt werden, sind für Holzschädlinge ein Graus. Die Schwingung des Holzes macht es den winzigen Plagegeistern unmöglich, ihr schädigendes Tun in Angriff zu nehmen – und so lassen sie von ihnen ab.

„King George“ von 1710

Doch wie alles auf der Welt hat auch diese Bedingung eine Kehrseite: Eben weil die Instrumente so unsagbar teuer sind (bis zu 500 mal soviel wie ihr Eigengewicht in Gold ausmachen würde) müssen sie die Künstler stets bei sich haben. Das heisst 24 Stunden am Tag!

Bei Flügen muss (!) für die Celli ein eigenes Ticket für den Platz neben dem Musiker gelöst werden. Eine Reise in Krisengebiete ist strikt untersagt, weshalb wohl nie die „erste Geige“ in Daniel Barenboims „West Eastern Orchestra“ eine Stradivari aus der Habisreutinger Stiftung spielen wird. Denn das Orchester tritt regelmässig im Nahen Osten auf.

UND: Die Musiker müssen das Instrument, das ihnen von der Stiftung anvertraut wird, selbst versichern. Eine Bedingung, die mit dem zunehmenden Wert der Instrumente für junge Talente immer schwieriger zu erfüllen ist. Denn die Versicherungsbeiträge fressen ihnen leicht die Haare vom Kopf. Dadurch verschieben sich die Chancen, ein solches Instrument spielen zu können, immer mehr von den ganz jungen Talenten hin zu etablierteren Künstlern, deren Gagen die Versicherungsbeiträge decken können.

Dazu sagt Meinrad Camenzind im Rückblick: „Wir hatten das Problem, dass wir nach dem Tode von Rolf Habisreutinger eine arme Stiftung waren. Wir hatten zwar die teuren Instrumente – aber keinen Franken Liquidität, um die Instrumente zu versichern. Deswegen mussten wir diese Verantwortung an die Künstler übertragen.“

Das hat aber keineswegs zu Verstimmungen bei den Künstlern geführt. Sie haben diese Bedingung akzeptiert und tragen dem durch fleissige Auftritte Rechnung. Einmal im Jahr reisen sie nach Gersau, um eine weitere Bestimmung einzuhalten: Sie geben dort ein Konzert.



Ein Stradivari-Konzert pro Jahr

Im Sommer dieses Jahres waren alle sechs über 300 Jahre alten Stradivaris zum 27. Mal in der Pfarrkirche St. Marzellus in Gersau zu hören. Es spielten vor 430 Zuhörern:

- + Xiaoming Wang mit seiner Violine „Aurea“ aus dem Jahr 1715, dem „Gipfeljahr“ von Stradivaris „Goldener Periode“.
- + Sebastian Bohren mit der oben erwähnten „King George“ von 1710.
- + Lech Uszynski mit seiner Viola „Gibson“ von 1734. Sie gilt als die letzte von Stradivaris Bratschen. Er erschuf sie im Alter von 90 Jahren. Kenner sagen, es gehöre mehr als höchstes handwerkliches Können dazu, ein Instrument von solcher Energie und Lebenskraft zu bauen.
- + Und Maja Weber, die das Cello „Bonamy Dobree-Suggia“ von 1717 spielt, das vor ihr der Lebensgefährtin des weltberühmten Ausnahmecellisten Pablo Casals gehörte, Guilhermina Suggia.

Diese Vier treten weltweit als das „Stradivari Quartett“ auf und feiern grosse Erfolge.

Beim diesjährigen Konzert kamen ausserdem hinzu:

- + Aus Paris Antoine Tamestit, der auf der „Gustav Mahler“ aus dem Jahre 1672 spielt, die – wie die Gibson Viola – eines der wertvollsten Instrumente der Stiftung Habisreutinger darstellt. Sie hat einen wunderbaren Klang, der sich selbst in hohen Lagen durch zarten Schmelz auszeichnet. In ihrem Bauch befindet sich – wie bei allen Strads – der Originalzettel mit dem Namen des Schöpfers „Antonius Stradivaius“. Allerdings mit einem seltenen Fehler: Dort steht nämlich „Antonins Stradivaius“.



- + Last but not least gehörte in die diesjährige Konzertrunde der Tessiner David Pia mit seinem Cello „De Kermadec Bläss“ von 1715, das zu den bekanntesten Celli Stradivaris gehört.

Wie kommt es, dass Strads so anders sind als andere?

Die Legende sagt, dass der Meister in klaren Vollmondnächten in die Hochalpen gezogen sei, sich stattliche Fichten aussuchte, etwas Rinde abschälte und das Ohr an den Stamm legte, um der Resonanz des Stammes zu lauschen. Stimmt sie, wurde der Baum gefällt. Wie gesagt: Legende!

Verständlicher, weil nachvollziehbarer, ist die Theorie, dass er bei den Hölzern für seine Instrumente von den harten Wintern des 17. Jahrhunderts profitiert haben soll, die die Bäume langsamer wachsen liessen und die deshalb eine feinporige, harte Struktur hatten. Solches Holz soll akustische Wellen besser leiten als das Holz aus wärmeren Zeiten, das weicher ist.

Oder war es so wie der deutsche SPIEGEL berichtet: „Wissenschaftler der britischen Universität Cambridge vermuteten das Geheimnis des Klangwunders von Cremona dicht unter der rötlichen Lackschicht der Stradivaris. Ein Forscherteam hatte 1988 Lacksplitter eines Violoncellos von 1711 analysiert und unter der Lackschicht eine hauchdünne Grundierung entdeckt, die chemisch der sogenannten Pozzuolanerde ähnelt – einer Vulkanasche, die in Oberitalien zur Herstellung von Zement verwendet wird. Stradivari könnte



von links:
Xiaoming Wang,
Sebastian Bohren,
Maja Weber und
Lech Uszynski

einen Sud aus der Asche, aus Eiweiss und Wasser angerührt und aufgetragen und so den betörenden Klang ermöglicht haben.“

Wie auch immer: Rolf Habisreutinger hat diese geniale Sammlung Streichinstrumente aus der Werkstatt Stradivaris erworben und in eine Stiftung gegeben, die Meinrad Camenzind mit seinem Stiftungsrat exzellent verwaltet hat. Denn die Instrumente werden jedes Jahr im Sommer nach Gersau gebracht und vom Geigenbau-Meister Gerhard Wieser gepflegt, weshalb sie in einem Top-Zustand sind. Ganz der Devise Meinrad Camenzinds folgend, sich in allen Belangen streng an die Stiftungsurkunde zu halten.

Wie beurteilt er nun die 30 Jahre, die er – nach Rolf Habisreutinger – die Stiftung geleitet hat und Gersau einen Schatz erhalten hat, der weltweit seinesgleichen sucht?

Da schmunzelt er und antwortet: „Wissen Sie, wenn man einen guten Stiftungsrat hat und eine Frau wie meine Marlis an seiner Seite, dann ist das alles nicht so schwer.“ 🍷



Morgarten

LICHT- SPUR AM PRAGEL- PASS



*Die Lichtspur
am Pragelpass –
Vorgeschmack auf
die Jubiläums-
feierlichkeiten
von „Morgarten
2015“*

von Andreas Lukoschik



Angefangen hat alles mit dem Artikel von Martin Merki in der NZZ vom 14. Juli 2012. Überschriften: „Eine chinesische Mauer in Schwyz?“ Darin berichtet der Autor, dass es „einen ganzen Ring (von Mauern) zum Schutz des alten Landes Schwyz“ gab, mit denen „Schwyz seine Grenzen wie eine vorgeschobene Stadtmauer markiert hat“.

Das empfand Ulrich Studer, freischaffender Landschaftskünstler aus Solothurn, als eine spannende Information. Weshalb er sich auf Spurensuche begab, um zu ergründen, was dahinter steckte. Daraus entstand ein Projekt in drei Etappen, das seinen Höhepunkt am 15. November 2015 anlässlich der 700-Jahr-Feierlichkeiten der Schlacht am Morgarten haben wird.

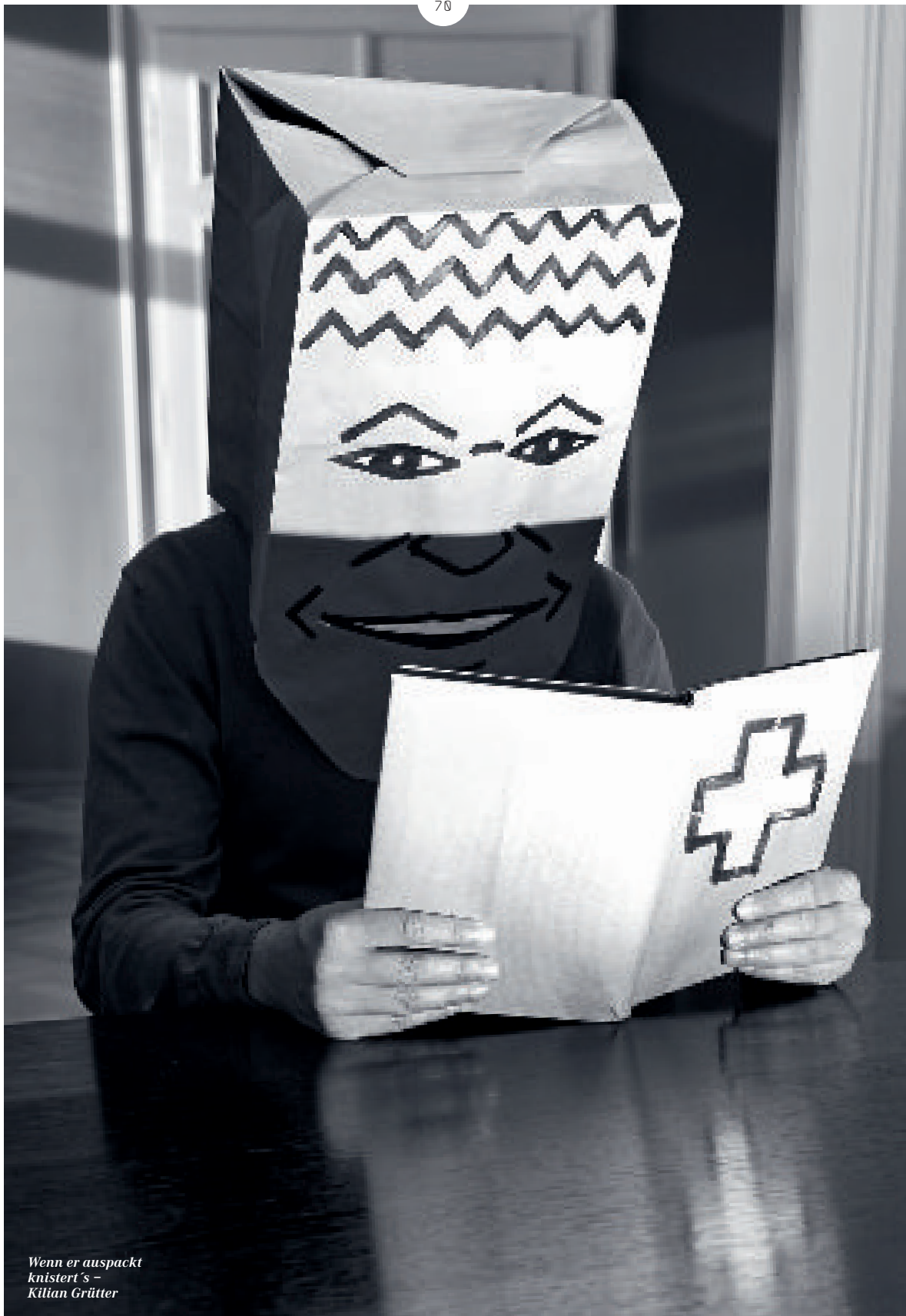


Wir durften der ersten Projekt-Etappe am Pragelpass beiwohnen. Dort gibt es einen jahrhundertalten Graben, der dazu diente, zwei Alpgebiete voneinander abzugrenzen. Kühe haben Angst vor Gräben, deshalb wurden damals keine Zäune gesetzt – die zerstört werden oder fehlerhaft sein konnten –, sondern eben Gräben gezogen.

Was das mit der Schlacht am Morgarten zu tun hat? Der Graben am Pragelpass ist ein Synonym. Denn die Konflikte mit dem Kloster Einsiedeln um die Weiderechte waren im vierzehnten Jahrhundert der Auslöser, der zu eben dieser Schlacht führte.

Ulrich Studer hat entlang dieses Grabens mit einem Dutzend Hilfskräften 1000 Brennelemente auf Holzpfosten platziert und in der Abenddämmerung entflammt. Er hat auf diese Weise – der Konzeption seiner künstlerischen Installationen gemäss – ein zeitlich limitiertes Werk in Harmonie mit der Landschaft erschaffen, das einzigartig ist. Beeinflusst von der Wettersituation, vom Lichtverlauf des verklingenden Tages und der Jahreszeit, macht er auf der geografisch geformten „Leinwand“ durch seine Lichtelemente sichtbar, was dem Auge bei Tage verborgen bleibt – und gibt profanen Wiesen und Bächen eine andere Dimension: Eine von Menschen unabhängige, den harmonischen Einklang zwischen Erde und Kosmos herstellende, mystische Ausstrahlung. 🍷





Wenn er auspackt
knistert's –
Kilian Grütter

DIE SCHLACHT AM MORGARTEN AUS DER SICHT HABSBURGS

DER FREIENBACHER HISTORIKER
KILIAN D. GRÜTTER HAT EINE
REVOLUTIONÄRE THESE ZUR
SCHLACHT AM MORGARTEN
ENTWICKELT

von Kilian D. Grütter

ILLUSTRATION: Leonhard Rothmayer // FOTO: Detlef Schneider

Beim Quellenstudium für die Herstellung neuer Unterrichtsmaterialien zum Thema Morgarten für die Primarschule und Sekundarstufe I und II ist Kilian D. Grütter auf der Basis neuester methodisch-didaktischer Ansätze im Sinne einer Multi-Perspektive, auf spannende Zusammenhänge und Fragen gestossen. Zentral bei Grütters Ansatz ist, dass er nicht in Frage stellt, ob die Schlacht überhaupt stattgefunden hat, sondern wer sie aus welchen Gründen und zu wessen Nutzen angezettelt und geschlagen hat.

Übrigens: Am 24. Januar 2015 wird auf einem Historikerkongress in der PH Goldau als Startanlass zum Jubiläumsjahr das Thema „Morgarten“ aus unterschiedlichsten Perspektiven von Historikern, Geografen, Archäologen erläutert.

Der Erfolg des Mythos

Das klassische Bild von der Schlacht am Morgarten, wie es am Schwyzer Rathaus zu sehen ist, entstand aus dem Blick auf die Geschehnisse während des 18. und 19. Jahrhundert. Er wurde im Ersten und Zweiten Weltkrieg besonders kultiviert.

Der Grund: Im Ersten Weltkrieg gab es mehrere schwelende Konfliktherde in der Schweiz, die überwunden werden mussten. Zum einen ging es dabei um die frank-reichorientierte Welschschweiz gegen die germanophile deutschsprachige Schweiz; zum anderen immer noch um konfessionelle Gegensätze sowie die Zwistigkeiten zwischen Industriegebieten und landwirtschaftlichen Räumen, mit bourgeoisem Bürgerschichten versus Proletariat.

Das einzige, worauf man sich in dieser Situation einigen konnte, war – die gemeinsame Geschichte. Und wenn man in einer solchen Situation einen gemeinsamen Nenner brauchte, dann wunderte es nicht, dass heroisch mythologisiert wurde. Einerseits, weil die Schweiz den aufgerüsteten Nachbarstaaten militärisch unterlegen war, andererseits aber sich und seine Souveränität verteidigen wollte.

Deshalb passte das Bild der „Schlacht am Morgarten“ ideal in die Zeit, in der sich einige wenige nicht nur gegen ein übermächtiges Ritterheer zur Wehr setzten, sondern es sogar radikal vernichteten.

Auch im Zweiten Weltkrieg griff dieser Mythos perfekt, weil die Schweiz wieder von kriegführenden Mächten umzingelt war und dennoch eine Insel des Friedens bleiben wollte. Und das, obwohl sie militärisch

gegenüber den anderen Nationen nicht gleich gerüstet war.

Erst in den 1970er und 1980er Jahren, als die Schweiz aus der geistigen Reduktion herauswuchs, die isolationistische Haltung der „geistigen Landesverteidigung“ aufbrach und sich das Land der Internationalisierung stellte, wurde auch der Morgarten-Mythos kritisch hinterfragt.

Die Macht der Habsburger

Die Habsburger erlangten in unserer Region eine vergleichsweise konkurrenzlose Stellung. Für die rasche Durchsetzung ihrer Interessen spielten mehrere Faktoren eine Rolle.

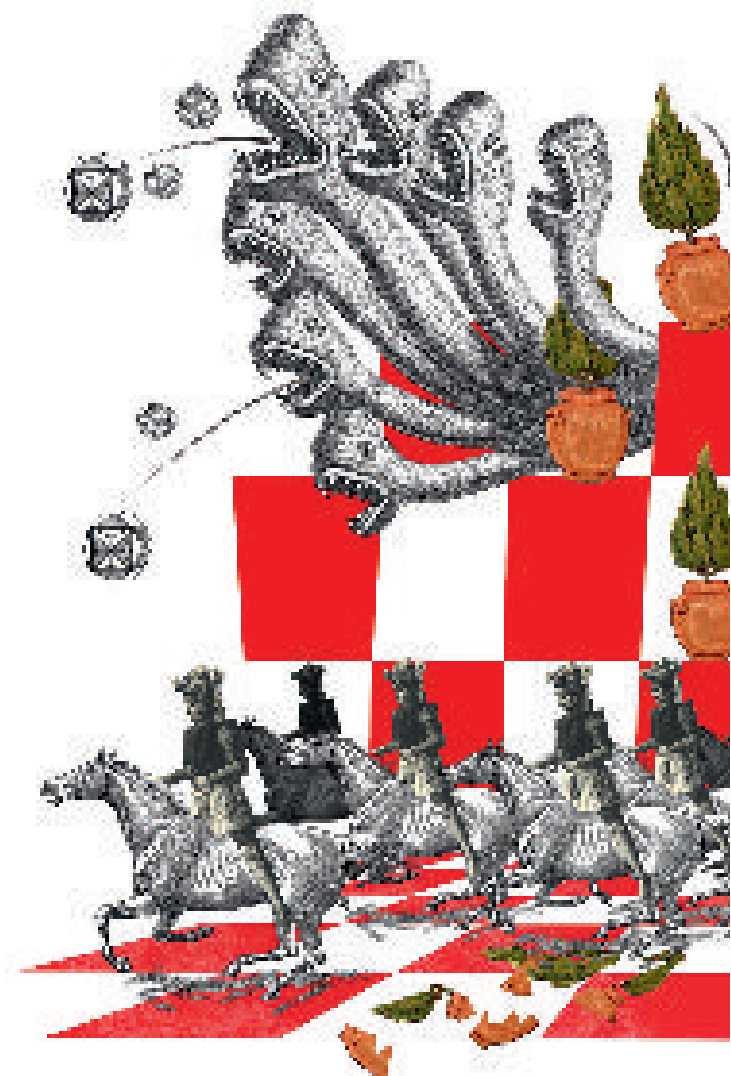
- An erster Stelle steht das Erlangen der Königskrone im deutschen Reich (Rudolf I. von Habsburg, wurde 1273 überraschend zum König des Heiligen Römischen Reichs gekürt. Mit Albrecht I. gelangte 1298 wiederum ein Habsburger auf den Königsthron.)
- Ein weiterer bedeutender Faktor war das militärische Potential der Habsburger. Ihre Ansprüche konnten sie, wann immer nötig, durch den Einsatz militärischer Machtmittel, durchsetzen.
- Im Innern wurde eine zentralisierte und durch Vögte ausgeübte, effiziente Verwaltung aufgebaut. Deren Schwergewicht lag auf dem Aufbau eines auf Grafschafts- und Vogteirechten gleichermassen abgestütztes Steuersystem. Das Erschliessen neuer Geldeinnahmen war für die wirtschaftliche Verwaltung und zugleich machtpolitische Durchsetzung im Reich ein zentrales Anliegen.
- Hinzu kam ein damals neues Verfahren: die umfangreichen und weit verstreuten Besitzungen Habsburgs wurden erstmalig umfänglich im Habsburger Urbar (1303-1307) inventarisiert.
- Das traditionelle Lehenswesen verlor in dieser Zeit stark an Bedeutung. An seine Stelle trat das Pfänderwesen, bei dem der

Landesherr einem Interessenten ein Grundstück verpfändete. Dafür zahlte ihm der Pfandempfänger einen festgelegten Betrag und konnte im Gegenzug auf eine feste Zeit die Einnahmen aus dem Areal für sich beanspruchen. Mit Pfändern konnte der Landesherr Gefolgsleute nach seinen wirtschaftlichen Bedürfnissen rekrutieren, Er war dadurch nicht mehr allein auf überkommene Bindungen angewiesen.

Macht muss finanziert werden

Die Habsburger verpfändeten bereits im 13. Jahrhundert in grösserem Umfang Einkünfte und Rechte an adlige Familien aus ihrer Gefolgschaft.

Es ist auffällig, dass Herzog Leopold von Habsburg im Jahre 1315 eine umfangreiche Pfänderwirtschaft mit adligen Familien und städtischen Bürgern, insbesondere aus den aufstrebenden Städten Zürich und Winterthur, betrieben hatte. Im Vordergrund stand dabei wohl die Reichspolitik und Leopolds Unterstützung für seinen Bruder, Friedrich den



„Die erstaunliche Brutalität, entgegen den Gepflogenheiten damaliger adeliger Kriegsführung“

Schönen von Habsburg. Der war in einer Doppelwahl mit seinem Cousin Ludwig dem Bayern, 1314 zum König gewählt worden.

Daraus resultierten Thronstreitigkeiten, für die auch bei kleineren und reichsperiphereren Gebieten wie der Innerschweiz um Zustimmung geworben wurde.

Dazu kam der jahrelang andauernde Konflikt zwischen führenden Innerschweizer Potentaten und dem Kloster Einsiedeln gerade recht.

Dieser Konflikt gipfelte nach Jahren des Viehdiebstahls, Raubes und sogar Totschlags im Überfall des Klosters durch die Schwyzer am 6. Januar 1314, bei dem das Kloster regelrecht geplündert wurde.

Der Abt von Einsiedeln reagierte auf diese Tat der Schwyzer dadurch, dass er den Bischof von Konstanz anregte, den Kirchenbann über die Schwyzer zu verhängen. Der Umfang der Sanktionen traf die Exkommunizierten in ihrer von Frömmigkeit geprägten Lebenswelt hart.

An dieser Stelle griff Ludwig der Bayer – der Gegenkönig zum Habsburger Friedrich – zu einem geschickten Schachzug. Er versicherte am Reichstag in Nürnberg (am 25. Mai 1315) den führenden Potentaten

in Unterwalden, Uri und Schwyz, er könne ihre Bedrängnis in Bälde beenden: Die Exkommunizierung hebe er auf, überdies habe ihm Erzbischof Petrus von Mainz versprochen, die Absolution vom ausgesprochenen Bann zu erteilen.

Nun entschieden sich die örtlichen Führungsgruppen der Innerschweiz definitiv als Parteigänger für Ludwig den Bayern. Ging es also bei der Schlacht von Morgarten um „Friedrich gegen Ludwig“?

Am sichersten lassen sich die Motive für diese Schlacht herausfinden, wenn man fragt: Cui bono Morgarten? Also: Wem nützte sie?

Kilian D. Grütters These

Grundsätzlich teile ich die These des bedeutenden Historikers Roger Sablonier, Leopold sei auf dem Weg nach Einsiedeln überfallen worden. Ich stelle aber darüber hinaus die These in den Raum, dass aus der vermeintlichen Niederlage der Habsburger bei Morgarten gerade und vor allem Habsburg als klare Gewinnerin hervorgegangen ist.

Warum? Eine klare militärische Reaktion der unumstrittenen Regionalmacht auf den ungeheuerlichen Prestigeverlust am Morgarten blieb nämlich aus. Das ist ungewöhnlich: Drei andere Aktionen aus dem Reaktionsmuster der Habsburger

- 1267/68 lehnten sich die Regensberger gegen die Habsburger auf. Reaktion: Rudolf von Habsburg schleifte – zusammen mit der Stadt Zürich – das kleine regensbergische Städtchen Glanzenberg bei Dietikon. Ein Schlag, der zum Untergang der Herren von Regensberg führte.
- 1292 ging Habsburg konsequent militärisch gegen den Bischof von Konstanz und die Stadt Zürich vor.
- 1309 wurde im Blutrachekrieg rigoros gegen die Mörder des habsburgischen Königs Albrechts I. vorgegangen, was unter anderem den Untergang der Herren von Eschenbach zur Folge hatte.

- Fazit: Störungen im Einflussbereich Habsburgs wurden militärisch gnadenlos bekämpft!

Eine spannende Frage ist: Warum blieben also die militärischen Gegenmassnahmen nach Morgarten 1315 aus?

Meine These ist, dass Habsburg vom Überfall bei Morgarten informiert war. Ja, es besteht latent sogar die Möglichkeit, dass Leopold von Habsburg die ganze Organisation in Absprache mit Graf Werner von Homberg, dem Sohn des ebenfalls 1315 gestorbenen Grafen von Rapperswil, orchestriert haben könnte.

Was spricht dafür?

1309 wurde Werner von Homberg von König Heinrich VII. als advocatus provincialis, also als Reichslandvogt, in der Innerschweiz eingesetzt. Wohl schon zu dieser Zeit, sicher aber von 1313 an, besass er den Reichszoll zu Flüelen als Reichspfand. Dem König ging es dabei weniger um Gotthardpass-Politik, als darum, einen erfolgreichen Kriegsunternehmer mit Leuten aus Schwyz, die sich schon früher als Söldner in königlichem Dienst bewährt hatten, für seine Italienpläne zu gewinnen. Von 1310 bis 1313 hielt sich Homberg nämlich in Italien auf. Er war im Juni 1312 bei der Kaiserkrönung von Heinrich VII. dabei und dessen Hauptheerführer gegen eine Vielzahl von Gegnern.

Nach dem Tod von Kaiser Heinrich VII. kehrte Homberg auf seinen Posten als Reichslandvogt in die Innerschweiz zurück. Durch die Herrschaftsabsenz während der Italienzüge konnte Werner von Homberg nun 1315 bei Morgarten als Inhaber der Reichsvogtei Waldstätte Machtpräsenz in der Innerschweiz zeigen und durch einen direkten Gewalteinsatz zugunsten der Waldstätte sichern. So wurde die brüchige Beziehung mit Habsburg gestärkt.

Ein weiteres Indiz für die Beteiligung des Hombergers könnte der Einsatz von Schwyzer Haudegen bei der Schlacht am Morgarten sein, die schon in den Italienfeldzügen eine ausgesprochene Brutalität an den Tag gelegt hatten, was quellenmässig belegt ist.

Die erstaunliche Brutalität, entgegen den Gepflogenheiten damaliger adeliger Kriegsführung, wurde vermutlich bewusst eingesetzt: Die meisten Verluste auf Habsburger Seite stammten nämlich aus adligen Geschlechtern oder aus städtischem Umfeld.

Auffällig erscheint dabei, dass unter diesen Gefallenen besonders viele waren, die Leopold zuvor zu Pfandnehmern ernannt und deren Geld er vermutlich, zumindest teilweise, bereits eingenommen hatte.

Was soll der Vorteil für Habsburg sein?

Leopold, der als Heerführer nicht zu den Gefallenen gehörte, konnte – nach dem Tod dieser Bürger und Adligen – nun noch einmal die Pfänder an andere zuverlässige Partner aushändigen – und noch einmal beträchtliche Summen einnehmen. Ebenso konnte er durch die kurzfristige Pfänderwirtschaft schnell flüssige Mittel für die Unterstützung seines Bruders, König Friedrich des Schönen, akquirieren.

Mit heutigen Worten: Die Schlacht bei Morgarten war für Habsburg auch ein von ihr organisierter „Schuldenschnitt“.

Gleichzeitig ist mit Morgarten mit einem Schlag eine biologisch-generative Straffung in der ritteradligen Schicht erfolgt. Wobei gewisse Familien wie die Herren von Uerikon aus der Überlieferung komplett verschwinden. Umstrittene Besitztümer gingen teilweise an Klöster, wie das Beispiel der Altarpfründe in Einsiedeln zeigt. Den hatten die Herren von

„Warum blieben die militärischen Gegenmassnahmen nach Morgarten 1315 aus?“

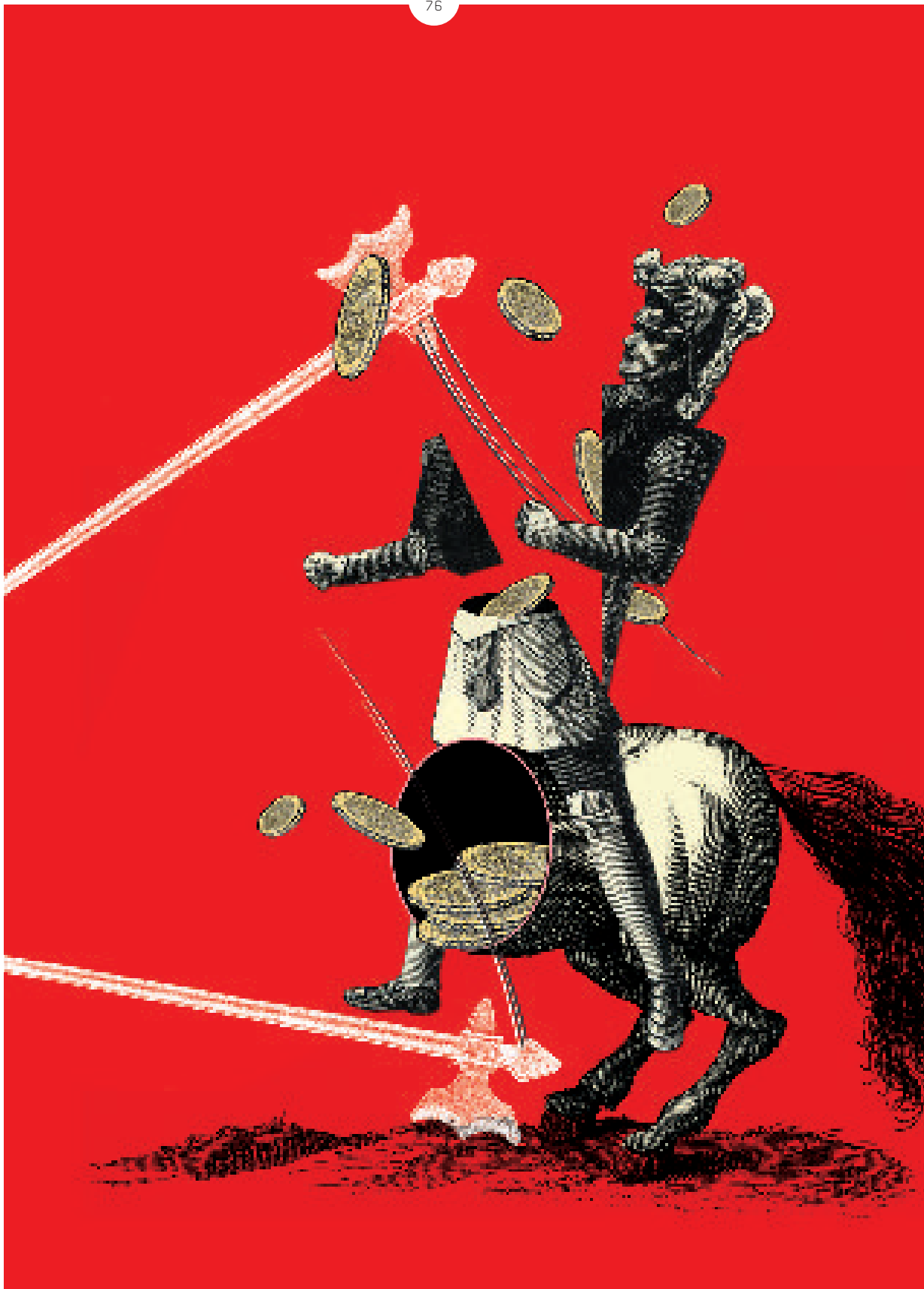


ILLUSTRATION: Florian Fischer

„Die Schlacht bei Morgarten war für Habsburg auch ein von ihr organisierter ‚Schuldenschnitt‘“

Uerikon gestiftet, um Gedenkmessen für sich zu bezahlen. Die habsburgische Landesherrschaft blieb so auch nach Morgarten weiterhin unangefochten die Hegemonialmacht.

Und die Schwyzer?

Auch sie profitierten. Da der Reichsvogteihinhaber Werner vom Homberg nicht immer präsent war, konnten sich die führenden Schwyzer Familien in dem entstandenen Machtvakuum besser entfalten und ihre kommunalen Interessen autarker pflegen.

Falls bei Morgarten das Heer Leopolds stark gerüstet gewesen sein sollte, hätten die Schwyzer überdies bei den Gefallenen erfolgreich plündern können.

Ich hege allerdings zum Thema „starke Bewaffnung“ persönlichen Zweifel, da die Ausgaben für Pferde zwischen drei und 20 Mark Silber, die Ausrüstung eines berittenen Knechts cirka vier Mark Silber und ein Panzer mit zwei Mark Silber zu veranschlagen waren.

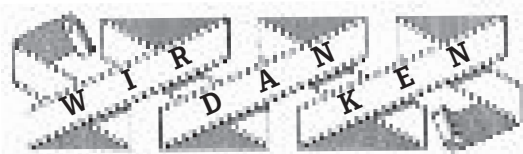
Die Jahreseinkünfte (!) eines durchschnittlichen ritteradligen Geschlechtes in unserer Gegend beliefen sich aber nur auf 20-30 Mark Silber. Viele Gefolgsleute der Habsburger konnten sich diese Ausgaben schlichtweg gar nicht leisten – sie werden wohl nicht so gerüstet gewesen sein, wie dies Abbildungen des 16.-18. Jahrhunderts suggerieren wollen.

Abschliessend kann gesagt werden, dass auf der Seite der Profiteure bei Morgarten in erster Linie Habsburg, dann aber auch Werner von Homberg und mit ihm die Reichsvogtei der Waldstätte, also auch die Schwyzer gesehen werden können.

Das Kloster Einsiedeln konnte wegen gestifteter Donationen und Altarpfründe von den gestorbenen Ritteradligen ebenfalls etwas gewinnen. Auf der Verliererseite sind ganz klar vor allem kleinere ritteradlige Geschlechter zu finden.

Und die Deutungshoheit? Die änderte sich im 15. und insbesondere im 16. Jahrhundert als Habsburg an Bedeutung verlor. Die Schlacht am Morgarten taucht jetzt erstmals als einheitsstiftendes Identitätsmerkmal der brüchigen Eidgenossenschaft auf. Die eigene Vergangenheit wurde verklärt und für eigene Zwecke instrumentalisiert. Kommt uns das heute bekannt vor? 📌

WER MEHR ZU
„MORGARTEN 2015“
UND DEM PROGRAMM
ERFAHREN WILL:
www.morgarten2015.ch



HAUPTSPONSOREN



SPONSOREN



SCHWYZER KANTONALBANK · Schwyz | SWISSLOS · Lotteriefonds | SWISS CASINOS PFÄFFIKON ZÜRICHSEE · Spielcasino · Pfäffikon | ADVISE TREUHAND AG · Region Zürich · Pfäffikon – Zug – Meilen | CHRISTEN AG · Bauunternehmung, Gartenbau, Transporte, Immobilien · Küssnacht am Rigi | CONVISA AG · Unternehmens-, Steuer- und Rechtsberatung · Schwyz, Pfäffikon, Altdorf | ELEKTRIZITÄTWERK SCHWYZ AG · Schwyz | MAX FELCHLIN AG · Konditorei-Halbfabrikate · Schwyz | GARAVENTA AG · Maschinenbau · Goldau | GUTENBERG DRUCK AG · Grafik, Print, Mailing · Lachen | KOST HOLZBAU AG · Küssnacht | MIT GROUP · ICT-Totalunternehmung · Wollerau | NEUROTH-HÖRCENTER AG · Hörgeräteakustik · Steinhausen | PROMAN AG · Projektmanagement im Petrochemischen Anlagenbau · Wollerau | STEINEL SOLUTIONS AG · Elektronikentwicklung und Produktion · Einsiedeln | SCHWYZ TOURISMUS · Schwyz | THERMOPLAN · Swiss Quality Coffee Equipment · Weggis | TREUHAND- UND REVISIONSGESELLSCHAFT MATTIG-SUTER UND PARTNER · Steuerberatung und Wirtschaftsprüfung · Schwyz | VICTORINOX AG · Ibach-Schwyz |

Hier bekommen sie das Y Mag – gratis –

SCHWYZ

KANTONALE VERWALTUNG SCHWYZ
Bahnhofstr. 15
6431 Schwyz

LANDGASTHOF ADLER
Kapellmatt 1
6436 Ried-Muotathal

MATTIG-SUTER UND PARTNER
Bahnhofstr. 28
6431 Schwyz

ERLEBNISWELT MUOTATHAL
Balm
6436 Muotathal

GABRIELE BATLOGG,
PRIVATKOCHSCHULE
Maihof
6430 Schwyz

RESTAURANT ADELBODEN
Schlagstrasse
6422 Steinen

RESTAURANT KAISERSTOCK
Kapellmatt 1
6452 Riemenstalden

AESKULAP KLINIK, Empfang
Gersauerstrasse 8
6440 Brunnen

PÄDAGOGISCHE HOCHSCHULE
Zaystr. 42
6410 Goldau

TIERPARK GOLDAU
Parkstr.40
6410 Goldau

MAX FELCHLIN AG
Gotthardstr. 13
6438 Ibach

CONVISA AG
Herrengasse 14
6431 Schwyz

VOCTORINOX AG
Schmiedgasse 57
6438 Ibach

GASTHAUS PLUSPUNKT
Rosengartenstr. 23
6440 Brunnen

BSS ARCHITEKTEN AG SCHWYZ
Palais Friedberg
Herrengasse 41
6430 Schwyz

MARCH

GÄSSLISTRASSE 17
Postfach 155
8856 Tuggen SZ

GUTENBERG DRUCK AG
Im Sagenriet 7
8853 Lachen

HÖFE

ZUM ADLER HURDEN
Hurdnerstr. 143
8640 Hurden

MATTIG-SUTER UND PARTNER
Bahnhofstr. 3
8808 Pfäffikon

SEEDAMM PLAZA
Seedammstrasse 3
8808 Pfäffikon

VÖGELE KULTUR ZENTRUM
Gwattstr. 14
8808 Pfäffikon

PANORAMA RESORT & SPA
Schönfeldstr.
8835 Feusisberg

CONVISA AG
Eichenstr. 2
8808 Pfäffikon

SWISS CASINOS
PFÄFFIKON-ZÜRICHSEE AG
Seedammstr. 3
8808 Pfäffikon

EINSIEDELN

KLOSTERLADEN
KLOSTER EINSIEDELN
8840 Einsiedeln

BÜRGI BUREHOF
Euthalerstr. 29
8844 Euthal

BEZIRKSVERWALTUNG
EINSIEDELN
Hauptstrasse 78
8840 Einsiedeln

EINSIEDLER TOURISMUS
Hauptstrasse 85
8840 Einsiedeln

GERSAU

SCHULHAUS SUNNÄFANG
Schulhausplatz 10
6442 Gersau

KULTURWERK.CH
Altes Rathaus
6442 Gersau

KÜSSNACHT

THEATER DUO FISCHBACH
Kelmattstr. 22
6403 Küssnacht

KOST HOLZBAU
Industrie Fänn Ost
6403 Küssnacht am Rigi

KÜSSNACHTER DORFKÄSEREI
Greppenstr. 57
6403 Küssnacht

DARÜBER HINAUS

An allen Filialen der
SCHWYZER KANTONALBANK

THERMOPLAN AG
Röhrlistrasse 22
6353 Weggis

